Der Stern

Heft 36 • 8. Jahrgang • 4. September 1955 • Verlagsort Hamburg

Herbstmode auf Taille

Herr Pieck blieb sitzen

Neuer Tatsachenbericht

DIE GROSSE ILLUSTRIERTE

Marianne Koch als die verführerische Therese Tomasoni in „Königswalzer"

ZU UNSEREI



Königs

Ferdinand Gr (Michael Kram außerdienstlich Therese Tomas Koch). Die F sich. Ferdinan begehen eine anderen, bis Klängen des doch noch all Zu sehen in d mascope-Film Produktion F

Der

erscheint an je
Verlag He
Gr
Hamburg 1, Cu haus, Te Fernschreib
Chefre
Henri
Stellvertreter:
Redaktion: Fran Dahl, Joachim Hennenhofer, Erhard Kortma Rolf Oertel, Viktor Schuller, ger, Marion S ber, Ingela
Chefreporter:
Berliner
Armin Schönbe Schöneber Tel.: 24 51 52
Süddeutsch
Dr. Wilhelm Rü Arcostraße 5 FS.:
Westdeutsc
Ernst Grosse Scheure Tel.:
Frankfurter
Bruno Waske, Auf der K Tel.:
Südwestdeut
Reinhard Übe Breisgau, Tel.
Ausländisch
Wien: Eberh Wien I, Ro Tel.: R 2 32
Zürich: Enno Krähbühlstraße 24
Rom: G. M. Via France Tel.:
Paris: Edmun VIIe, 215 bi Germain, Tel.
London: Pet London SW Square, Tel.:
Skandinavien: holm-Solna, Tel.:
New York: Yv berg, New Y East 8 Tel.: BU
Anzeigen und Nannen GmbH rienstraße Tel.: 32 28 9 nach Tarif, Li 1955. Alle Z Konto des Bankhaus B & Co., Hamb scheck Hambu Einzelheftes 0, rung frei Hau Zustellgebühr, ment 2,16 D stellgeld. Bes sämtl. Postan tenhandlunge lag entgege nur mit aus migung des zirkeln geführ Gruner Druck 1, Curienstra (Pressehaus). druck: Grun Sohn, Itzeho Holstein. — ted in Germa

ZU UNSEREM TITELBILD:



Königswalzer

Ferdinand Graf Tettenbach (Michael Kramer) verliebt sich außerdienstlich in die schöne Therese Tomasoni (Marianne Koch). Die Fäden verwirren sich. Ferdinand und Therese begehen eine Eselei nach der anderen, bis endlich bei den Klängen des Königswalzers doch noch alles happy-endet. Zu sehen in dem neuen Cinemascope-Film der Carlton-Produktion FOTOS: Haenchen



erscheint an jedem Mittwoch im
Verlag Henri Nannen GmbH
Hamburg 1, Curienstr. 1, Pressehaus, Tel. 32 28 91
Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur:
Henri Nannen

Stellvertreter: Karl Beckmeier

Redaktion: Frank Arnau, Günther Dahl, Joachim Heldt, Dr. Gerd Hennenhofer, Franz Kliebhan, Erhard Kortmann, Hans Nogly, Rolf Oertel, Günter Radtke, Viktor Schuller, Eberhard Seeliger, Marion Stinze, Kurt Wolber, Ingela Zimmermann

Chefreporter: Pitt Severin

Berliner Redaktion:
Armin Schönberg, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Tel.: 24 51 52, FS.: 028 38 67

Süddeutsche Redaktion:
Dr. Wilhelm Rüdiger, München 2, Arcostraße 5, Tel.: 5 53 53, FS.: 052 32 04

Westdeutsche Redaktion:
Ernst Grossar, Düsseldorf, Scheurenstraße 23
Tel.: 2 51 47/8

Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt a. M., Auf der Körnerwiese 5, Tel.: 5 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Freiburg i. Breisgau, Karlstraße 40, Tel.: 42 95

Ausländische Redaktionen:
Wien: Eberhard J. Strohal, Wien I, Rosenbursenstr. 8, Tel.: R 2 32 98, FS.: 01/1633
Zürich: Enno Kind, Zürich 44, Krähbühlstraße 126, Tel.: (051) 24 40 25
Rom: G. M. Schuller, Rom, Via Francesco Crispi 36, Tel.: 47 46 10
Paris: Edmund Lutrand, Paris VIIe, 215 bis. Boulevard St. Germain, Tel.: Babylon 11 36
London: Peter G. Wichman, London SW 10, 19, Redcliffe Square, Tel.: FRE mantle 22 98
Skandinavien: Världsfoto, Stockholm-Solna, Hagavägen 77, Tel.: 27 00 88
New York: Yvonne M. Spiegelberg, New York 28 N. Y., 162 East 81st Street, Tel.: BU tterfield 8-6976

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus), Tel.: 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 15 vom 1. 1. 1955. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hamburg 1, oder Postscheck Hamburg 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzügl. ortsübl. Zustellgebühr, Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtl. Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. — Printed in Germany.





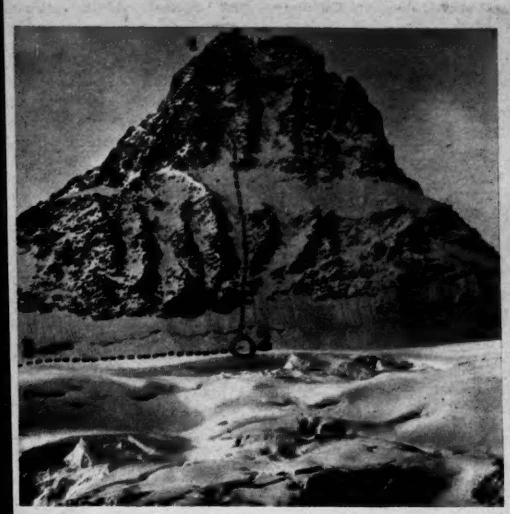
Jetzt reden die Waffen, *auch wenn es meist nur Messer, selbstgemachte Lanzen und Knüppel sind. Paris hat plötzlich keine Freunde mehr in Nordafrika. Am zweiten Jahrestag der Absetzung des Sultans Ben Jussef überfielen die schlecht bewaffneten Eingeborenen in Marokko und Algerien schlagartig ihre Kolonialherren und richteten innerhalb von 24 Stunden ein Blutbad an. Frankreich mobilisierte 60 000 Reservisten. Ein Regierungsausschuß versuchte, durch Verhandlungen das Feuer zu dämpfen*

Pardon wird nicht gegeben

beim Aufstand der Araber in Afrika

Zu spät bot Paris den Arabern und Berbern in Nordafrika bedingte Freiheiten an. Der Haß, aus Terror und Gegenterror gewachsen, war auf beiden Seiten schon zu stark. Er entlud sich in einem mörderischen Aufstand, der bereits innerhalb der ersten Tage einigen tausend Menschen das Leben kostete. In der Kleinstadt Oued Zem in Marokko schlachteten Berber 120 Franzosen und deren eingeborene Freunde ab. Als Vergeltung umstellten französische Panzer zehn Dörfer der Aufständischen, schossen sie in Brand, und der Berichterstatter der Pariser Zeitung „Le Monde" meldete, daß jeweils alle Männer getötet wurden (Bild unten), aber auch „ein halbes Hundert Greise, Frauen und Kinder — an Stelle der Männer, die in der Nacht zuvor geflüchtet waren". Dies geschah elf Jahre, zwei Monate und elf Tage nach der grausamen Vergeltung von Oradour, um derentwillen französische Gerichte deutsche Soldaten als Kriegsverbrecher zum Tode verurteilten.





Die Tragödie *begann 80 Meter unter dem Gipfel (1). Der Schweizer Peter Schlunegger und die Deutschen Heinz Bracht und Dieter Zumkeller hingen in der Wand des Kleinen Schreckhorn im Berner Oberland an einem Seil. Da rutschte Bracht und riß seine Gefährten 450 Meter in die Tiefe (2). Bracht und der Schweizer zerschellten an den Felsen. Doch an Dieter Zumkeller geschah das Wunder: er überlebte den Todessturz und schleppte sich noch schwerverletzt zur nächsten Hütte (3)*

Wunder am Schreckhorn



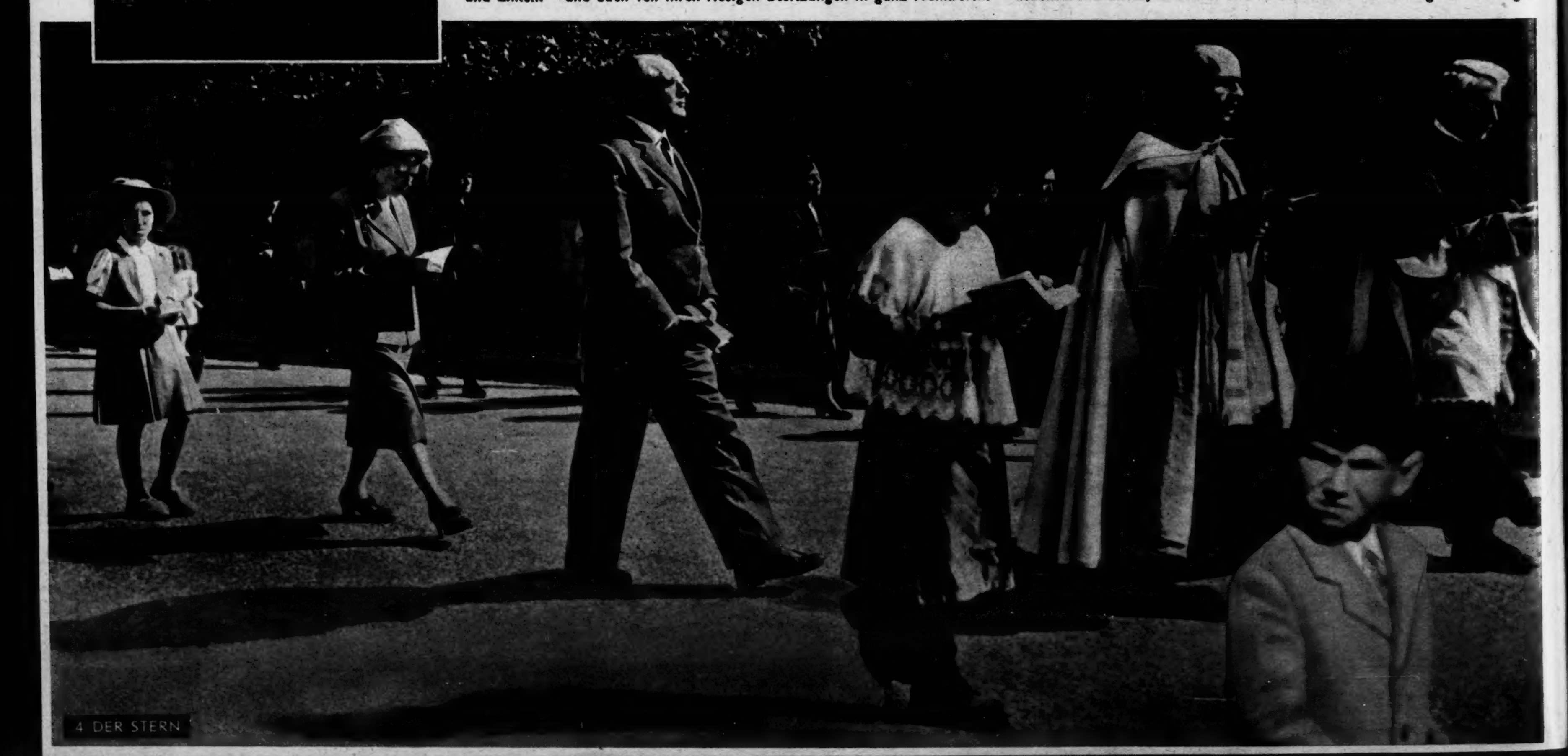
Halbblind und mit vielen Verletzungen liegt der 19jährige Dieter Zumkeller jetzt im Krankenhaus. Er überstand den Sturz und eine Nacht im Felsen.

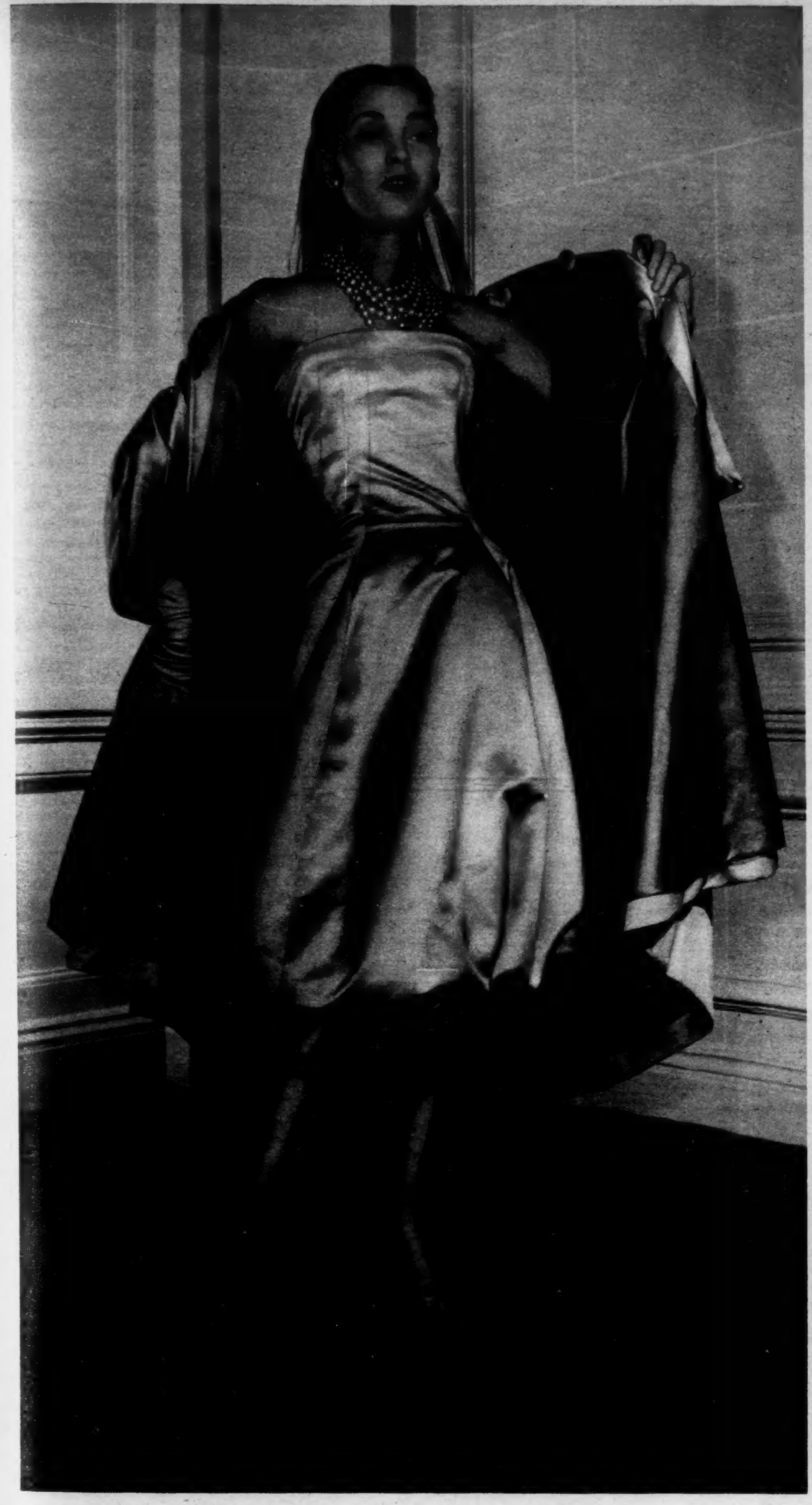


Die Bergung der Toten ist lebensgefährlich. Für Zumkeller war das Erwachen neben seinen erschlagenen Kameraden noch schrecklicher als der Sturz

35 Jahre verheiratet - auf Nimmerwiedersehn!

Am 15. August versammelte sich die ganze Familie zum letztenmal auf Schloß Verrières (links). An der Tafel im düsteren Rittersaal saßen der Marquis Melchior de Vogue, 63, seine Frau Genevieve, 56, die fünf Kinder und acht Enkel des Ehepaares. 35 Jahre lang hatten der Graf und die Gräfin das Leben der großen Welt geführt. Jetzt sahen sie sich zum letztenmal. Jetzt nahmen sie für immer Abschied voneinander, und sie nahmen Abschied von Kindern und Enkeln – und auch von ihren riesigen Besitzungen in ganz Frankreich. Beide traten am gleichen Tag in katholische Orden ein – der Marquis als Laienbruder bei den Benediktinern, die Marquise als Nonne im „Orden der kleinen Schwestern". Der Papst selbst hatte dem Paar erlaubt, die Ehe zu lösen, wenn einer den anderen nie wiedersehen würde. Noch einmal ging die Familie zur Schloßkapelle. Ein Sohn des Marquis, der ebenfalls Benediktinermönch ist, führte die Prozession. Dann trennte sich das alte Paar, um den Lebensabend allein, in Armut und in christlicher Vollendung zu verbringen





Ein Märchen aus 1001 Nacht *eröffnete den Reigen einer grandiosen Schau der neuen Saison bei Christian Dior. Der bauschige Ballonrock aus schwerer, weißer Seide und der weite, gelbgefütterte Mantel erinnern an die Tracht einer türkischen Prinzessin vergangener Zeiten. Nicht jede Frau wird es tragen können — aber wer fragt vor diesem schönen Bild schon danach. Ein Kleid, wie ein Märchen nur dazu geschaffen, Erinnerung an einen Abend zu sein. Der lange Haarschopf à la Josefine Baker unterstreicht den eigenwilligen Charakter dieses Kleides*

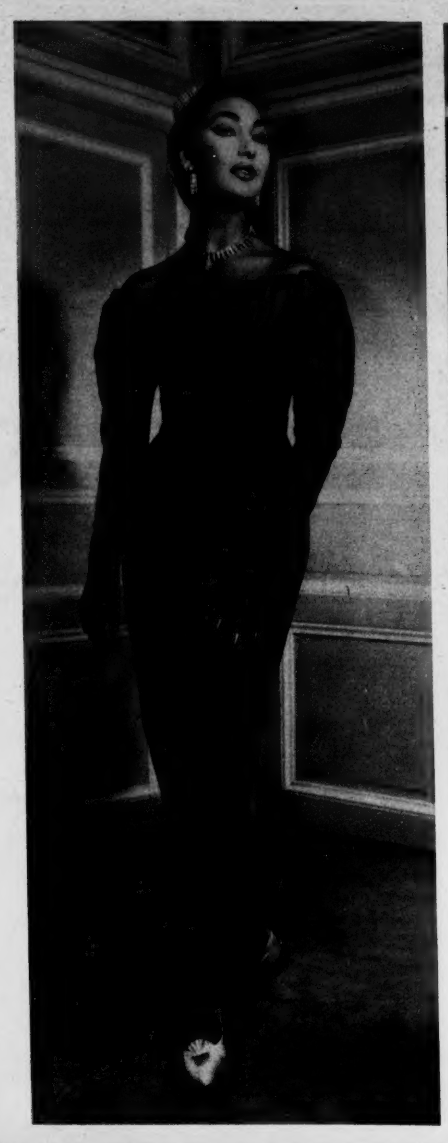


Aus dem Rahmen eines alten Gemäldes *scheint dieses prächtige Abendkleid zu steigen. Eine Reise zu den Schlössern der Touraine und Loraine inspirierte Geneviève Fath zu diesem Modell. Das Oberteil ist durch kostbare Stickerei betont, ebenso wie das knapp am Schultergelenk vorbeilaufende Bolero mit den übergroßen Ballonärmeln, durch die der einfach geschnittene Rock und die natürlich angesetzte Taille noch schmaler erscheinen*



Herbst auf Taille

Trotz einiger gewagter Experimente ist die Pariser Mode für den Herbst und Winter 1955/56 auf einen Nenner zu bringen: Eine gertenschlanke Silhouette mit natürlicher Taillenbetonung. Und mehr denn je spielen edle Gewebe — fließende Seide, kostbare Stickereien, königlicher Samt — eine Rolle. Christian Dior war wieder der einfallsreichste unter den Couturiers an der Seine. Die beiden Modelle auf dieser Seite sind die schönsten, wenn auch extravagantesten Aushängeschilder der neuen Linie, denn wie bei allen Dingen künstlerischer Gestaltung gibt es auch in der Mode so etwas wie eine Ouvertüre. — Auf den folgenden Seiten stellt sich die neue Saison dafür mit gediegener Eleganz und guter Tragbarkeit vor.





NOCH KURZER als bisher sind die Tagesmodelle, die Christian Dior entworfen hat. Die zart modellierte Taille und die aparte Kragenlösung, die das Oberteil verbreitern, sind charakteristisch. Auch bei diesem zurückhaltenden Kleid aus Tweed für den Vormittag

SPARTANISCHE ELEGANZ

kennzeichnet das Theaterkleid. Der knöchellange Rock mit seiner schmalen Silhouette sitzt eng wie eine Haut. Ein schwarzes Samtband unter der Büste als Unterbrechung. Modell: Givenchy



DRAPIERTE KLEINE STOFFWELLEN umschmeicheln eine schöne Frau: sie ist in dieses raffiniert geschnittene Abendkleid aus Gold-Lamé eingewickelt. Rückwärts aus der Hüfte springt eine Schleppe wie das Glanzgefieder eines Vogels - darum nannte der Schöpfer Jean Dessès seine Silhouette auch die Vogel-Linie. Achselbänder aus Straß erhöhen den Glanz dieses meisterlich gefältelten Kleides. Der Mantel aus schmeichelndem Samt gibt der schönen Trägerin königlichen Charme



KURZE ABENDKLEIDER reich bestickt, schweben wie kostbare Gedichte über den Laufsteg. Hier zeigt sich in jugendlicher Schönheit, begleitet von einer Stola, ein Kleid Pierre Balmains. — Der Mantel rechts scheint von chinesischen Kuli-Jacken inspiriert. Er ist aus lackrotem Satin, wattiert und abgesteppt. Ein Spitzenmodell von Lanvin-Castillo





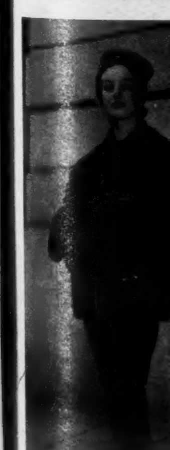
DIE SPITZE sportlicher Eleganz: eine Glacéleder-Jacke mit Pelzkragen von Givenchy

DER MUFF das unentbehrliche Requisit zum Kostüm, besonders bei Fath

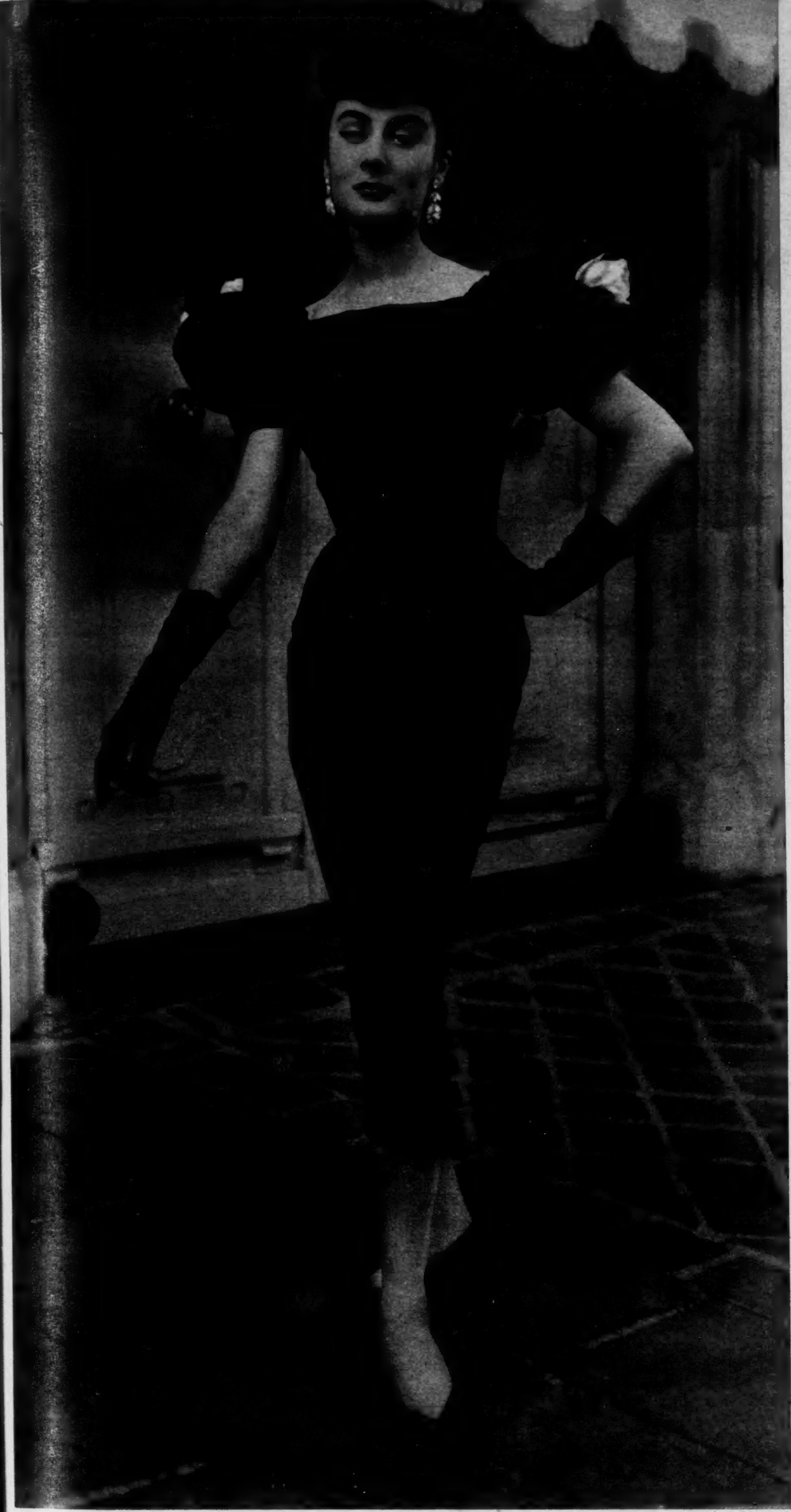


DICK GE

aus schwarzem
stifteng der Ro
Fath unterstreic
zu Lebzeiten ih
Modelle sind ni



LOSE und
ist
Jacke mit der
Dachkragen vo



DICK GEBAUSCHTE LAMPIONÄRMEL *sind der Blickpunkt dieses von Geneviève Fath entworfenen Cocktailkleides aus schwarzem Samt. Aus den Ärmeln blühen rosa Rosen. Die Silhouette ist raffiniert einfach: bleistifteng der Rock, natürlich die Taille und sehr zurückhaltend der rechteckige Ausschnitt. Madame Fath unterstreicht die Note des Hauses, in dem man schon zu Lebzeiten ihres Mannes gern mit Details spielte. Alle Modelle sind nicht nur elegant, sondern auch liebenswürdig*



LOSE *und hüftlang ist die Jersey-Jacke mit dem kleinen Dachkragen von Balmain*



GESCHLITZT *bis zur Taille ist der Rock über dem Futteralkleid von Christian Dior*

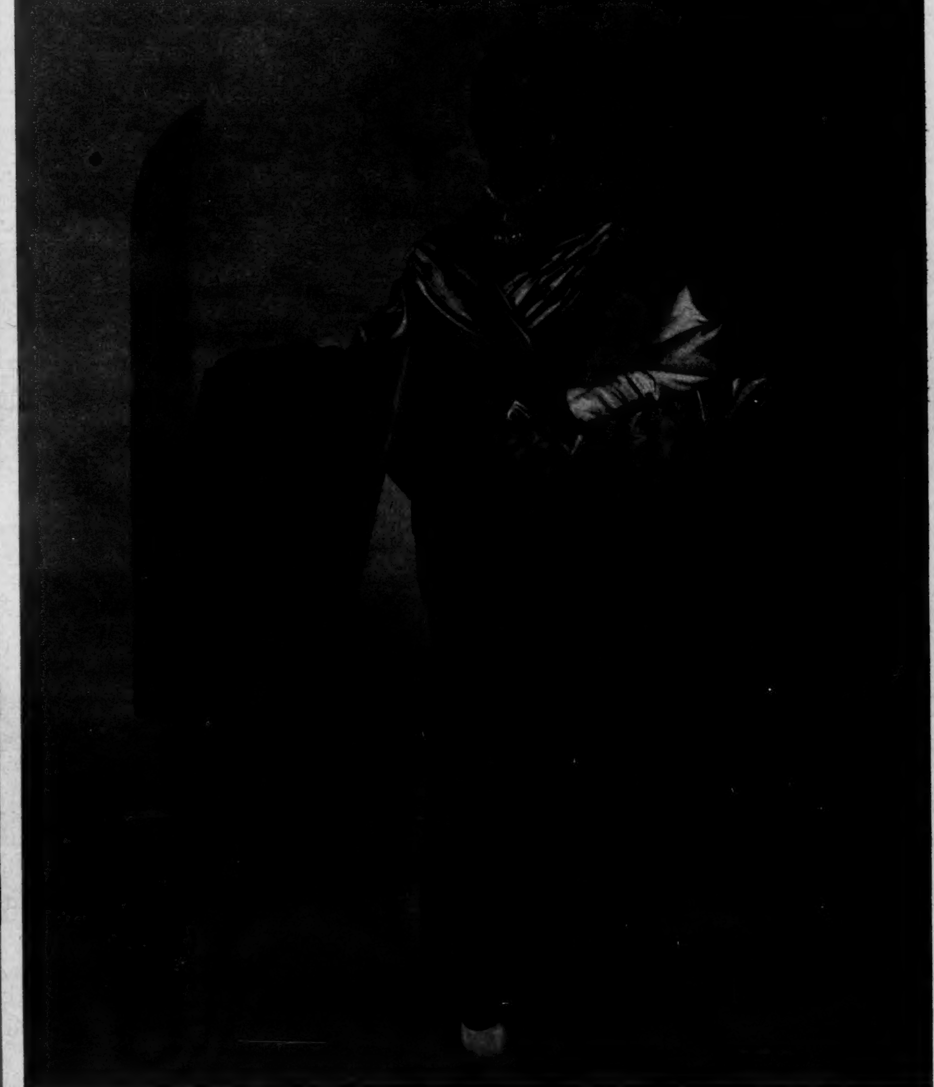




HOCHGESCHLOSSEN *präsentiert sich dieses sehr chice und tragbare Mantelkleid zwischen westlicher Mode und russischem Kosakenvorbild. Der den Ausschnitt verhüllende Einsatz, im Nacken zu einer Schleife gebunden, ist typisch Fath*



WIE EIN KELCH *öffnet sich die Ärmelstulpe am Handgelenk dieses damenhaften Herbstkostüms aus beigefarbener flauschiger Wolle. Und wieder gehören ein kleiner Muff und ein großer Hut aus Pelz zur Komplettierung dieses Modells von Fath* ➡



ZWEI FARBEN UND ZWEIERLEI STOFF *bestimmen oft die großen, glanzvollen Abendkleider dieser Saison. Ein Beispiel dafür ist diese Abendrobe von Pierre Balmain. Links ein elegantes Winterkostüm mit überhüftlanger Jacke und rundem Kinder-Pelzkragen. Modell: Lanvin-Castillo* FOTO: Rapho-Dillan, up, ap



80 000 Sowjetbürger erlebten im Moskauer Dynamo-Stadion die 2 : 3 Niederlage der deutschen Weltmeisterelf. Der Hexenkessel des Stadions kochte über, wenn der sowjetische Sturm die deutsche Verteidigung überrannte. Nicht weniger laut begeisterten sich die 1500 deutschen Schlachtenbummler, als Fritz Walter seine Mannschaft zum 2 : 1 führte

Moskauer Fußballbummel



Liebrich rettete *viele heikle Situationen vor dem deutschen Tor. Er hatte immer sein Bein dazwischen, wenn der Gegner schießen wollte*



Herkenrath *vollbrachte im Tor Wunderleistungen. Ohne seine sicher zustoßenden Fäuste hätte das Endergebnis dieses Länderspiels anders ausgesehen*



Röhrig stürmt. *Er umspielt Baschaschkin und den herbeieilenden Parchunow. Aber unser Sturm fand in der zweiten Halbzeit nicht zueinander*

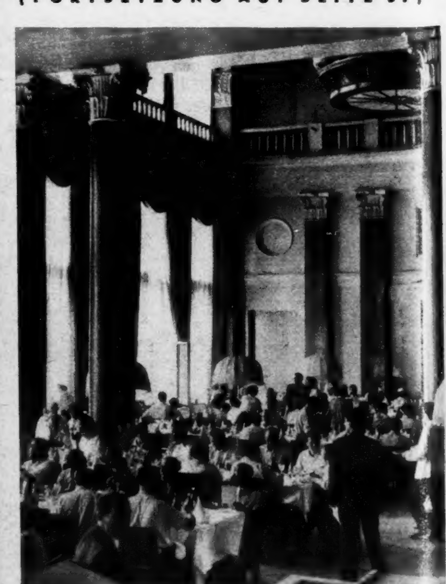
Das Spiel ist aus. Es dauerte 90 Minuten. Über diese 90 Minuten ist schon viel berichtet worden. Ich habe weitere 7100 Minuten Moskau erlebt. Es waren nur minutiöse Eindrücke, mehr nicht.

☆

Es begann in Kunowicze, der ersten polnischen Station. Früher sagte man dazu auf schlicht deutsch: Kunersdorf. Neben mir stand ein greiser FDJ-Jüngling, entkleidet durch offenen Hemdkragen nach ostdeutscher Art. Als der Sonderzug in Kunersdorf stoppte, öffnete er den Wagenschlag. Er fand einen polnischen Soldaten davor. „Friedensfreund", begann da der Krawattenfeind. Der Pole drehte sich um. „Mach zu." Mein Kamerad aus dem Osten wurde höflicher: „Herr Genosse", sagte er. „Mach zu", antwortete der Pole. „Wir nach Moskau", erklärte der östliche Mensch. „Mach zu", sagte der Pole und zeigte ihm, wie man es macht. Ich ging in den Speisewagen, sagte, um etwas zu sagen: „Das war wohl die Oder-Neiße-Grenze?" Genosse Wieland aus Dresden, kurzbehost und hellhörig, belehrte mich: „Nein", sagte er, „das ist die Oder-Neiße-Friedensgrenze."

Die Moskowiter machten keinen großen Lärm um die ersten westdeutschen Tou-

(FORTSETZUNG AUF SEITE 37)



Im Stile des 19. Jahrhunderts *ist der Speisesaal des Hotels „Moskwa" eingerichtet, in dem die Deutschen überreichlich verpflegt wurden; für 1100 DM, inklusive Eintrittskarte. Moskaus Fußballfans (links) aber standen tagelang nach Karten an*



sich die
1 führte

el

Minuten.
chon viel
weitere
varen nur

rsten pol-
dazu auf
eben mir
entkleidel
ostdeut-
unersdorf
enschlag.
en davor.
der Kra-
sich um.
em Osten
sagte er.
„Wir nach
Mensch.
eigte ihm,
en Speise-
gen: „Das
ze?" Ge-
ehost und
sagte er,
sgrenze."
en großen
chen Tou-

ITE 37]

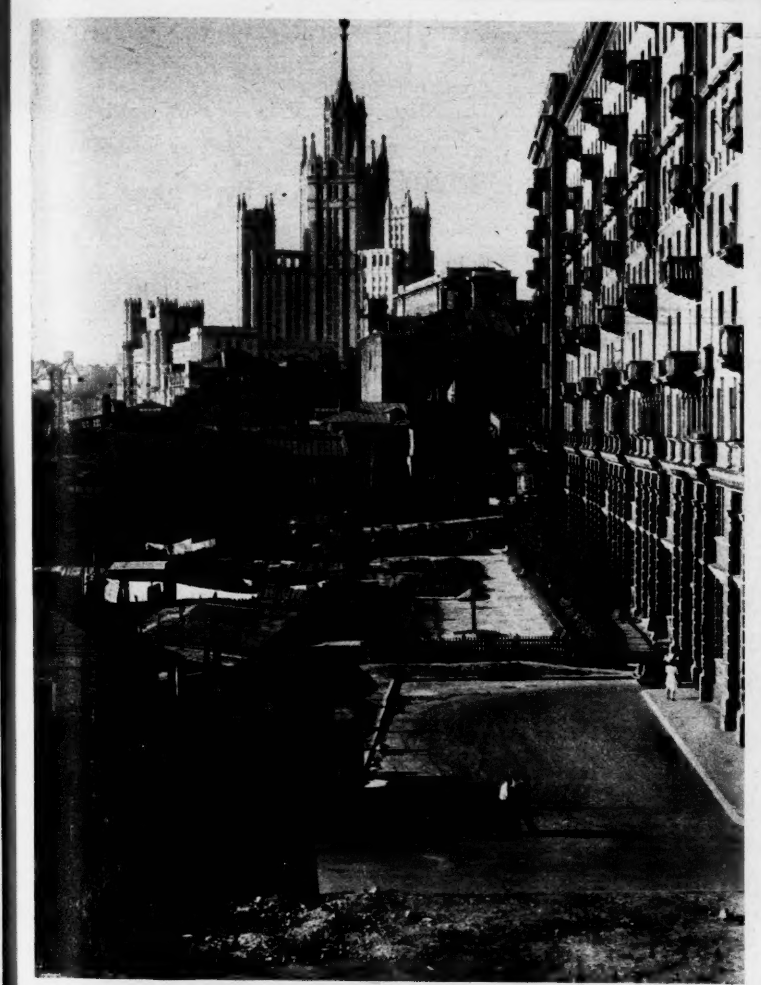
st der Speise-
t, in dem die
en; für 1100
Fußballfans
n Karten an



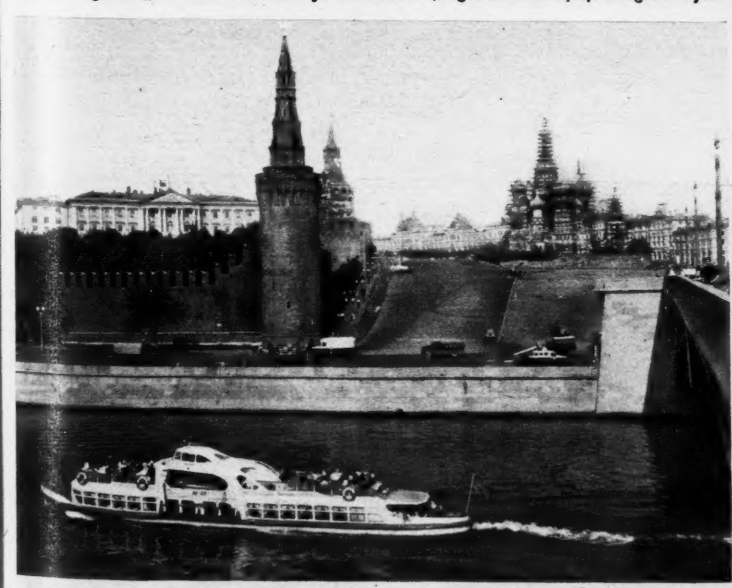
Viele Autos *gefährden auch in Moskaus breiten Avenuen den Fußgängerverkehr. Nur der weißmarkierte Mittelstreifen bleibt immer frei. Er ist reserviert für die Limousinen der Regierung*



Zum Vergleich: *als die sowjetische Mannschaft einmarschierte, sprangen Wilhelm Pieck und seine Tochter jubelnd auf*



Molotows Amtssitz *im 27stöckigen Wolkenkratzer wird jedem Touristen voller Stolz gezeigt, ebenso wie die neuerbauten Wohnblocks für die Bevorzugten des Regimes. Wer aber dahinter sieht, blickt auf elende Blockhütten und erkennt die Wohnungsnot. „Kommen Sie in zehn Jahren wieder", sagen die zukunftsfreudigen Sowjets*



Der Rote Platz *mit den Baudenkmälern der zaristischen Vergangenheit ist Moskaus Prunkstück. Seit kurzem hat das Sowjetvolk auch Eingang zum Kreml, dessen Mauern bisher unübersteigbar waren. Hier residieren jetzt Bulganin und Genossen, und hier wird auch im September Bundeskanzler Adenauer die Frage nach den deutschen Kriegsgefangenen stellen und über Deutschlands Wiedervereinigung mit den Sowjets verhandeln*

Wilhelm Pieck blieb sitzen. *Er war der einzige von 80000, der sich zusammen mit seiner Tochter nicht vom Stuhl erhob, als eine sowjetische Militärkapelle das Deutschlandlied intonierte. Die Russen hatten ihn in die Ehrenloge kommandiert, um zu zeigen, daß sie Ostdeutschland noch immer akzeptieren, wenn sie auch eine westdeutsche Fußballmannschaft nach Moskau einladen. Pankows Beauftragte waren dann auch eifrigst bemüht, sich überall dazwischen zu drängeln. Doch die Bundesrepublikaner verstanden das Russisch besser, als das ostdeutsche Funktionärdeutsch*



Der 386-ccm-Lloyd-Rennwagen wurde in Monthlery bei Paris Sieger in seiner Klasse



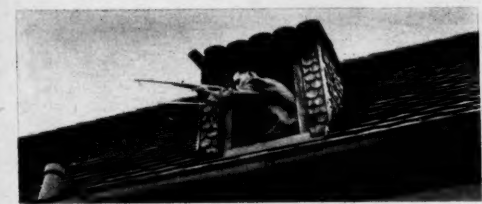


KEINER ERKANNTE IHN, OBWOHL IHN JEDER KENNT

— den kleinen Lloyd mit seinem Serienmotor von 386 ccm. Er wurde — mit einer Spezialkarosserie als Rennwagen verkleidet — auf die Bahn von Monthlery bei Paris geschickt und stellte hintereinander neun Weltrekorde auf. Fahrer Schäufele (oben) saß am Steuer, als der rasende Zwerg 500 Meilen mit einem Durchschnitt von 141,1 km/st fuhr. Über 1000 Meilen erzielte der Wagen sogar einen Durchschnitt von 141,7 km/st. Der Weltrekord stand bisher auf 100,6 km/st. Während der tagelangen Rekordfahrten prallte eine erbarmungslose Sonne auf die schlecht gepflegte Bahn. Die Fahrer Schäufele, Brudes und Ricker lösten sich alle drei Stunden ab. Alle Rekorde wurden mit demselben Wagen und einem Motor gefahren



Aus 16,6 Meter Entfernung *traf der tödliche Kleinkaliberschuß ins Herz der 22jährigen Olga Oechsle. Die Polizei rekonstruierte die Tat und bezeichnete die Schußlinie durch ein weißes Band. Wen wollte Heinz Appel-Graham treffen? Er war ein guter Schütze. Wollte er seinen Feind Morton erledigen? Oder zielte er nur auf die Reifen des Wagens? Daß ein Mädchen im Wagen saß, hatte er gar nicht gesehen*



Das Badezimmerfenster *war der beste Standpunkt für einen Schützen aus dem Hinterhalt. Das demonstrierte ein Kriminalbeamter. Als der Lehrling schoß, ahnte er nicht, welches namenlose Unglück er über eine geachtete Familie brachte. Wenige Tage nach der Tat geleiteten 2000 Menschen Olga Oechsle zum Münchner Ostfriedhof. Am Grabe drückte John Morton (rechts) der Mutter seiner toten Freundin stumm die Hand*



Der tödliche Fehlschuß

Olga Oechsle wurde „aus Versehen" erschossen

Der blonde Kanadier John Morton parkte seinen Wagen vor dem Haus Fichtenstraße 5 in München-Lochham. „Warte bitte, ich bin gleich zurück", sagte er zu seiner Freundin Olga Oechsle. Sie saß neben ihm im Wagen. Morton stieg aus und ging auf das kleine Haus zu, in dem er als Untermieter bei der Familie Appel-Graham wohnte. Er trug ein Kofferradio. Eine ältere Dame öffnete dem Kanadier und überschüttete ihn mit einem Wortschwall. Dann fiel die Tür wieder ins Schloß, und Olga Oechsle konnte nichts mehr hören. Die 22jährige Filmvolontärin und Tochter des ehemaligen bayrischen Arbeitsministers hatte Morton vor zwei Monaten beim Baden kennengelernt. Sie liebten sich, und sie wollten noch in diesem Jahr heiraten. Olga hatte etwa eine halbe Stunde gewartet, als Morton plötzlich eilig auf den Wagen zulief. Er rief irgend etwas, sprang auf den Sitz und beugte sich übers Steuerrad. Im selben Moment fiel ein Schuß. Er traf das Mädchen mitten ins Herz. „Ach mein Gott", sagte sie noch, dann sackte sie tot zusammen. Auch im Krankenhaus, das Morton wenige Minuten später nach rasender Fahrt erreichte, gab es keine Hilfe mehr für sie. Sechs Stunden später wurde der Todesschütze verhaftet. Es war der 19jährige Banklehrling Heinz Appel-Graham. Schon als ihn die Polizisten in die Mitte nahmen, beteuerte er: „Ich wollte nur die Reifen treffen, bestimmt, nur die Reifen!" An diesem Abend hatte der Lehrling zum erstenmal Streit gehabt mit Morton. Es ging um das Kofferradio. Morton sollte es kaufen. Er hatte es schon drei Wochen lang gehabt. Und nun hatte er es plötzlich zurückgegeben und gesagt: „Ich zahle nicht. Es ist kaputt." Das hatte den jähzornigen Heinz in Wut gebracht. Als Morton ging, rannte er nach oben, holte sein Kleinkalibergewehr und schoß aus dem Badezimmerfenster blindlings auf den Wagen. Dann verließ er das Haus und ging ins Kino. Der Film, den er sich ansah, hieß „Opfer einer Leidenschaft".



Das unschuldige Opfer: die 22jährige Olga Oechsle



Der Todesschütze: Heinz Appel-Graham

Kurzware
tun, den Anst
Ladentische i
kaufen –, hä

Fünfhunder
Margaret v
erschienen.
schädigen,
Abergeldie
die königli



„Nicht so
Hofgärtner,
gem Lächel
ihrer Mutter
über den ei
gartens ‑gin
diesem Auge
zessin Marg
der Ansturm
völlig aus d
Länge nach

Kurzwarenverkäuferin *Ihre Majestät, Königin Elizabeth von England, hatte alle Hände voll zu tun, den Ansturm der 5000 Kaufwütigen, es waren meistens Frauen, zu bewältigen. Während sich die Ladentische in rasender Geschwindigkeit leerten – jeder wollte schließlich irgend etwas von seiner Königin kaufen –, häuften sich die Geldscheine in der eisernen Kasse, und Elizabeth stellte erschöpft fest, daß die Liebe des Volkes, aus nächster Nähe genossen, doch reichlich anstrengend ist. Den härtesten Kampf des Tages hatten jedoch die Kriminalbeamten von Scotland Yard zu bestehen. Nach verzweifelten Gefechten mit der begeisterten Menge mußten sie kapitulieren. Zum erstenmal hatten sie jede Kontrolle verloren und fanden keine Möglichkeit, bis zu ihren königlichen Schutzbefohlenen vorzudringen*

Ihre Majestät, die Verkäuferin

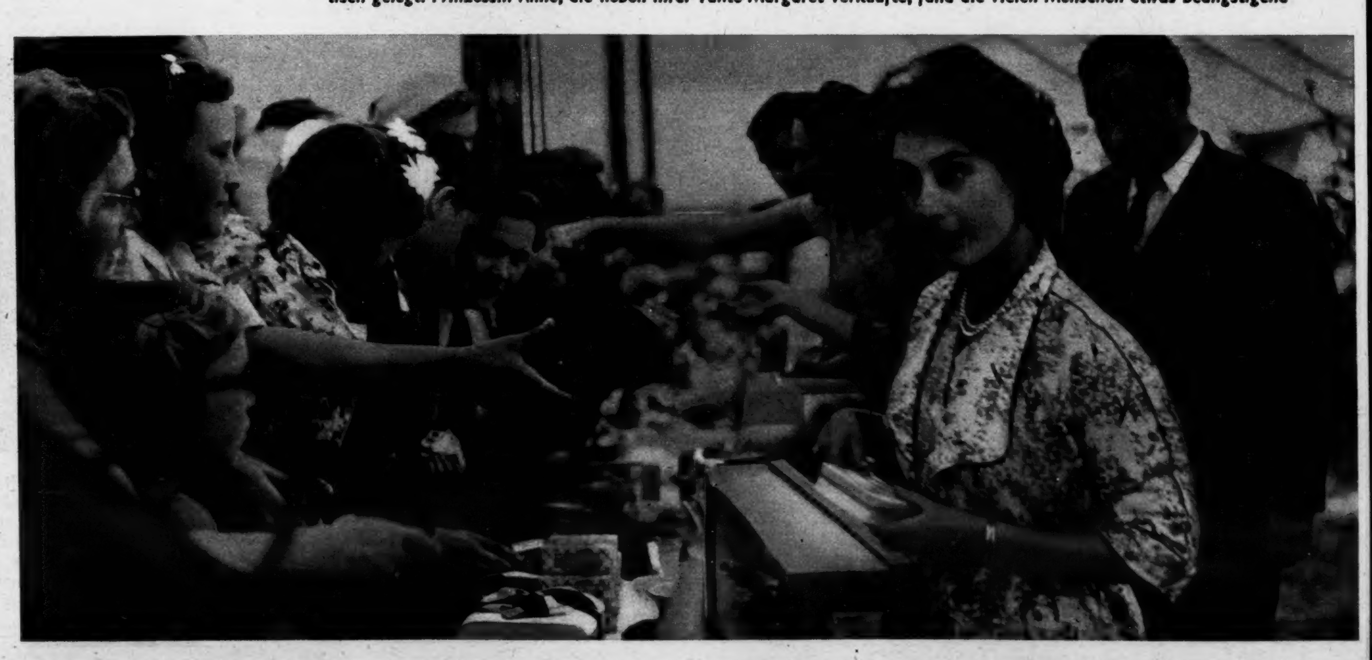
Fünfhundert Journalisten warteten am Geburtstag der englischen Prinzessin Margaret vergeblich auf die Sensation des Tages. Peter Townsend war nicht erschienen. Es gab keine Verlobung. Um das enttäuschte Publikum zu entschädigen, veranstaltete die Königinmutter im Garten des Schlosses von Abergeldie einen großen Wohltätigkeitsbasar. Hinter Ladentischen verkaufte die königliche Familie ihre Waren zugunsten des Neubaues einer Kirche.

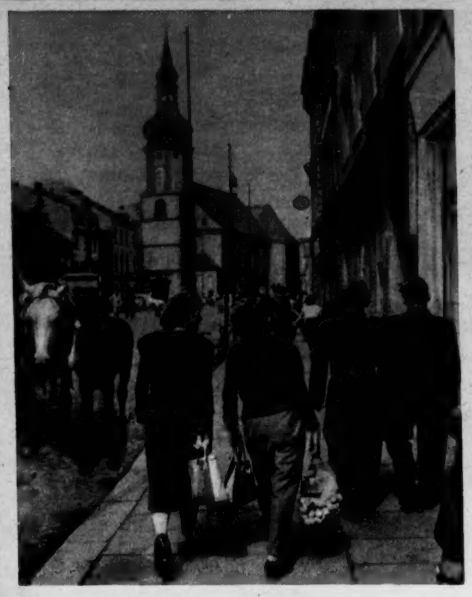


Das ist meine! *rief erschrocken die Königinmutter, als eine besonders eifrige Kundin gerade dabei war, die königliche Pelzjacke zu bezahlen. Die Königinmutter hatte ihre Jacke im Eifer des Gefechts ausgezogen und auf den Verkaufstisch gelegt. Prinzessin Anne, die neben ihrer Tante Margaret verkaufte, fand die vielen Menschen etwas beängstigend*



„Nicht so schlimm“, *meinte der königliche Hofgärtner, als Königin Elizabeth mit wehmütigem Lächeln am Abend nach der Schlacht mit ihrer Mutter, dem Herzog von Edinburgh und Anne über den einst so gepflegten Rasen des Schloßgartens ging. Und ungefähr dasselbe sagte in diesem Augenblick der schottische Arzt zu Prinzessin Margaret. Als nach drei Stunden endlich der Ansturm der Käufer abflaute, war Margaret völlig aus dem Gleichgewicht geraten. Sie fiel der Länge nach hin und verstauchte sich den Fuß*











So sieht es heute aus. *In Falkenau (links), zwischen Karlsbad und Eger, gibt es — wenn man die umliegenden Dörfer dazurechnet — noch etwa 6000 Deutsche. In Haberspirk leben sogar mehr Deutsche als Tschechen. Saaz (oben) mit rund 50 Deutschen versucht, seinen Hopfen zu exportieren. Hier siedelte der Staat die meisten Jungkolonisten an*

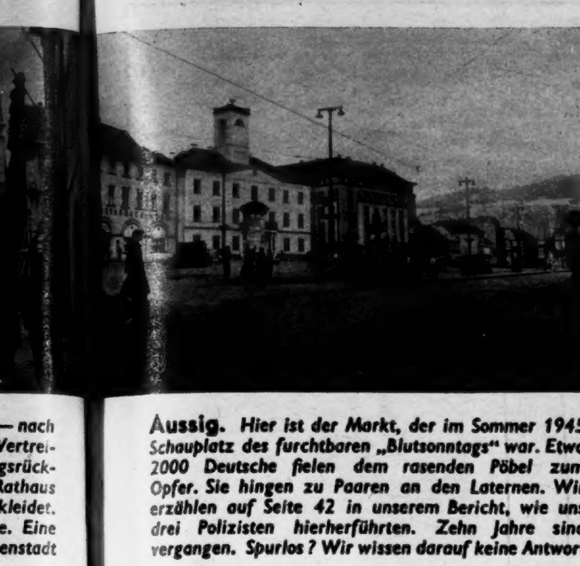
Komotau *mußte 1945 an die 3000 Ungarn aufnehmen, deren Rückkehr der ungarische Staat ablehnte. Zusammen mit den etwa 300 Deutschen arbeiten sie im Mannesmann-Röhrenwerk. Wir kamen gerade zum Markttag. Lautsprecher brachten Tanzmusik, sehr moderne sogar. Wir wollten tanken, aber keine der drei Säulen hatte Benzin. Ein Lastwagenfahrer half aus*

Leitmeritz *Stadt und Landkreis hat — nach einer tschechischen Statistik — seit Vertreibung der Deutschen einen Bevölkerungsrückgang von 33,8 Prozent. Neben dem Rathaus ist eine Baulücke, mit Palisaden verkleidet. In der Stadt leben kaum noch Deutsche. Eine Brücke führt über die Elbe nach Theresienstadt*

Heimaterde unter fremden Stiefeln

Für Millionen Vertriebene fuhren Sternreporter Günther Dahl und Eberhard Seeliger durch das Sudetenland (2. Bericht)

Karlsbad dem Volke – *eine Parole, die wir mit unserer Kamera sichtbar gemacht haben. Die Kurpromenade war früher Rendezvous der Prominenten, eine Drehscheibe der großen Welt. Heute gehören die berühmtesten Hotels „Imperial" und „Pupp" den Sowjets. „Pupp" (linkes Bild) heißt nun „Moskwa". Es ist zum überwiegenden Teil von den Kontrollbeamten und -offizieren des Urangebietes um Joachimsthal belegt. Ein paar Trakte sind für werktätige Kurgäste frei. Alle größeren Hotels und Pensionen sind Erholungsheime des Gewerkschaftsbundes. Nachmittags spielt die Kurkapelle: Schubert, Dvorak, Tschaikowskij und Smetana. Man lustwandelt, unbekümmert, mit dem Brunnenglas in der Hand. Werktätige, Funktionäre, Kurgäste aus den Ostblockstaaten und – wie Gezeichnete in der Kolonne der*



— nach
Vertrei-
gsrück-
Rathaus
kleidet.
e. Eine
enstadt

Aussig. *Hier ist der Markt, der im Sommer 1945 Schauplatz des furchtbaren „Blutsonntags" war. Etwa 2000 Deutsche fielen dem rasenden Pöbel zum Opfer. Sie hingen zu Paaren an den Laternen. Wir erzählen auf Seite 42 in unserem Bericht, wie uns drei Polizisten hierherführten. Zehn Jahre sind vergangen. Spurlos? Wir wissen darauf keine Antwort*

n

t)

Seit einigen Tagen sind tschechische Soldaten dabei, die „tote Zone" entlang der bayerischen Grenze bei Schirnding umzupflügen und die Minen wegzuräumen. Wie sieht es dahinter aus, in jenem Land, aus dem 1945 zweieinhalb Millionen Sudetendeutsche vertrieben wurden! Der Stern bringt die Antwort: allen, die ihre Sehnsucht nach der verlorenen Heimat still in ihren Herzen tragen, und deren schönster Besitz vielleicht ein vergilbtes, zerknittertes Bild ist — vom Kirchturm, vom Marktplatz irgendwo im Böhmerwald. Die Fotos, die wir hier zeigen, sind keine Sensationen. Aber es sind



ezvous der
op" (linkes
achimsthal
erkschafts-
, mit dem
olonne der

Promenadengänger – ein paar Gäste aus dem Westen. Erkennt man ihre parkenden Wagen, dann hat der Tag wenigstens ein Ereignis... Die Kulisse in diesem Theater ist die gleiche wie früher. Auf dem Programm indessen steht ein Volksstück. Einstmals lebten hier über 20 000 Deutsche. Etwa 500 sind geblieben

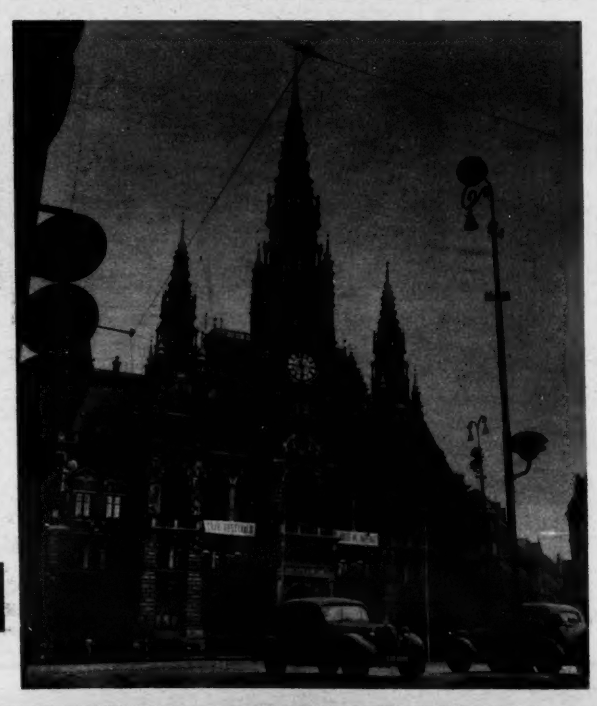
Beiden singen sie Lieder, die Menschen: *dem Gottessohn, der für den Frieden auf Erden am Kreuz verblutete, und dem Traktor. Der Götze soll an Gottes Stelle treten, so wollen sie es in ihrem Wahn... In einem kleinen verfallenen Dorf bei Podersam machten wir diese Aufnahme. Die junge Traktoristin gehört zu einer Brigade junger Fabrikarbeiterinnen aus Pilsen, die aufs Land geschickt wurde, um bei der Ernte zu helfen*

Bilder von zu Hause ... Ein Funktionär der Kommunistischen Partei ist einen Tag von seiner Zentrale abkommandiert worden, um uns Karlsbad zu zeigen. Er führt uns in die berühmte Glasbläserei Moser und in die Porzellanmanufaktur Eplag. Wir aber wollten ja etwas ganz anderes wissen: „Stimmt es, daß die heutige Regierung die Austreibung der Sudetendeutschen als Fehler des damaligen Präsidenten Benesch verurteilt?" Immer wieder hörten wir davon in Gesprächen, und wir hatten es in westlichen Zeitungen gelesen. Unser Begleiter zögert. Haben wir ihn in Verlegenheit gebracht? „Ich muß mal telefonieren", entschuldigt er sich. Als er wiederkommt, sagt er: „Keine Antwort letzte Frage. — Leider."

(FORTSETZUNG AUF SEITE 42)



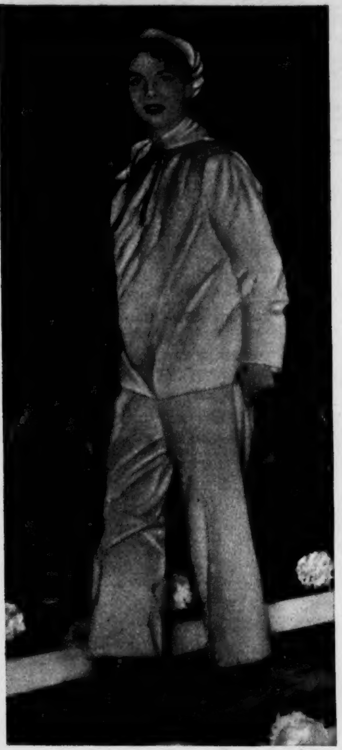
Das Schloß in Teplitz *(auf dem oberen Bild ganz rechts) ist heute eine Schule. Die Kirche fanden wir verschlossen. Die Tschechen wollen Teplitz, das Bad der deutschen Könige – Beethoven und Goethe trafen sich hier – wieder zum Kurort machen. Bild rechts: das Rathaus in Reichenberg. Die Figur auf der Turmspitze wurde 1945 entfernt. Rund 1500 Deutsche leben in der ehemaligen Hauptstadt des Sudetenlandes*



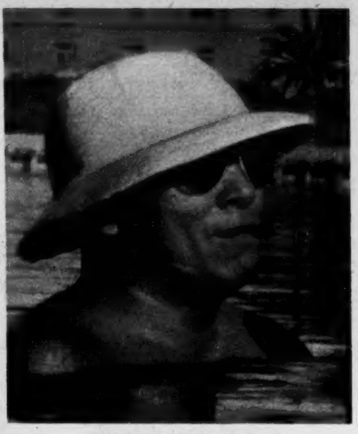
Im nächsten Heft: Prag, die goldene Stadt

Traktoren-Lilli

Um die Schönheit der Arbeit ging es offensichtlich bei einer Modenschau, die jetzt vor einem erlauchten Funktionärspublikum in Ostberlin stattfand. Smarte Mannequins, mit westlicher Hepburnfrisur, stampften in knarrenden Schnürstiefeln über den Laufsteg und zeigten, was die fortschrittliche Arbeiterin zum ratternden Traktor trägt: zitronengelbe Leinenhosen, gleichfarbene Jacken, und als Tribut der Weiblichkeit, um den Hals ein lustiges Traktorenpullituch. Die Funktionärsgattinnen machten gelangweilte Gesichter. Für sie ist die Traktorenmode ja auch nicht geschaffen.



Preisgekröntes Modell: Traktoren-Lilli



Millionär Clink im Bade

Eingebunkert

Um ganz allein in den Genuß seines 40 Meter tief gebauten Atomschutzbunkers zu kommen, ließ Astor Clink aus Chikago die Bunkertüren mit Zahlenschlössern versehen. Als Astor vor drei Wochen nach einer Inspektion seiner unterirdischen Festung wieder nach oben wollte, hatte er die Kennziffern vergessen. Durchs Bunkertelefon rief er um Hilfe. „Wir sprengen Sie frei", sagte die Polizei. „Nein", schrie Astor entsetzt. „Ich habe nicht jahrelang an diesem Bunker gebaut, um jetzt unsicher zu leben." Drei Wochen wohnt Astor schon atomsicher und grübelt nach den Kennziffern . . .

Schlagfertig

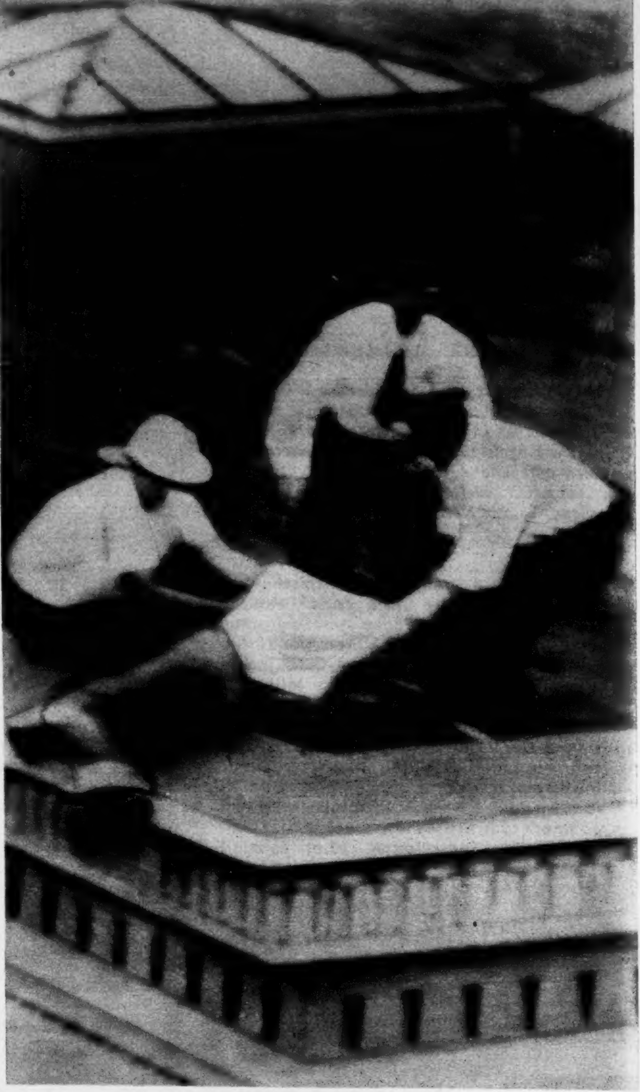
Der Londoner Busschaffner Douglas Ernest Haven (23) verprügelte den Fahrgast Shirley Ann Ellison (19), weil das Mädchen ihm vorwarf, er habe seinen Bus zu früh abgeläutet. Ein Gericht verurteilte den rüden Schaffner zu 35 DM Geldstrafe. Am nächsten Tag konnte Haven seinen Dienst als Schaffner wieder antreten. Er brauchte sich nicht bei dem jungen Mädchen zu entschuldigen. Londons Transportverband wagt nichts gegen solche Fälle zu unternehmen, aus Furcht, einen Arbeiter zu verlieren oder einen wilden Streik auszulösen.



Shirley Ann Ellison wurde im Autobus verprügelt



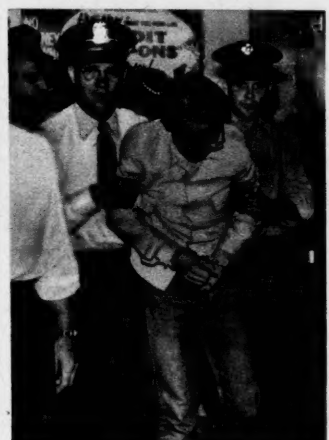
Der Schläger, Schaffner Havén, auf dem Weg zur Arbeit. Ganze 35 DM brauchte er nur für sein rüdes Benehmen zu bezahlen



„Lieber tot als Soldat", rief verzweifelt der neunzehnjährige Daniel Bruns

Lieber tot, als zur Armee

„Mein Vater fiel in Korea — das ist für unsere Familie genug!" rief der neunzehnjährige Daniel Bruns, als er den Gestellungsbefehl zur Armee erhielt. Er ignorierte die Einberufung. Als man ihn holen wollte, raste er verzweifelt aufs Dach des gegenüberliegenden Warenhauses, um sich in die Tiefe zu stürzen. Erst seine Mutter konnte ihn zur Vernunft bringen. „Ist Vaters Tod nicht wirklich genug für uns! Wen habe ich denn noch außer dir!" rief sie ihm zu. Weinend ließ sich Daniel von den Polizisten abführen.



Das Leben und die Armee hat ihn wieder

Gedächtniskünstler

„Nun bin ich nicht mehr einsam", dachte die Witwe Ellen Benson in Warwick/USA, als ihr vor fünf Wochen ein buntschillernder Papagei durchs geöffnete Fenster flog. Vergeblich versuchte sie, ihrem neuen Gefährten das Sprechen beizubringen. Nun plötzlich krächzte der Papagei eine sechsstellige Zahl. Das ist eine Telefonnummer, fuhr es Mrs. Benson durch den Kopf. Sie wählte, erwischte die Eigentümerin des Papageis und ist nun wieder allein. Seine erste Untat zu Hause: er zerhackte eine Torte.

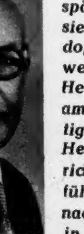
Tote Brüder leben

Mit Tränen in den Augen lagen sich die beiden alten Männer in den Armen. Josef Biller (76), heute Studienrat a. D. in Koburg, und Georg (72), Bilanzbuchhalter aus München, waren gemeinsam im Fichtelgebirge aufgewachsen. 1912 wurde Josef eingezogen und kam an die russische Front, drei Jahre später wurden sie durch eine doppelte Verwechslung des Heerespersonalamtes gegenseitig von ihrem Heldentod unterrichtet. Ein Zufall führte sie jetzt nach 43 Jahren in Koburg wieder zusammen.



Georg Biller

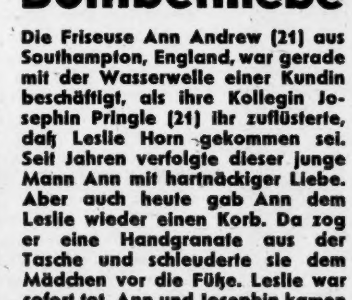




Josef Biller

Bombenliebe

Die Friseuse Ann Andrew (21) aus Southampton, England, war gerade mit der Wasserwelle einer Kundin beschäftigt, als ihre Kollegin Josephin Pringle (21) ihr zuflüsterte, daß Leslie Horn gekommen sei. Seit Jahren verfolgte dieser junge Mann Ann mit hartnäckiger Liebe. Aber auch heute gab Ann dem Leslie wieder einen Korb. Da zog er eine Handgranate aus der Tasche und schleuderte sie dem Mädchen vor die Füße. Leslie war sofort tot. Ann und Josephin kamen schwerverletzt ins Krankenhaus.







Josephin und Ann beim Sonnenbaden

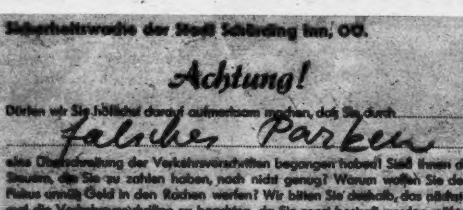


Das Westberliner Urban-Krankenhaus war „nicht zuständig"



Keine Hilfe für Waltraut

„Wir müssen uns an unsere Vorschriften halten", erklärte der diensthabende Arzt des Westberliner Urban-Krankenhauses und ließ die 11jährige Waltraut Schade drei Stunden mit ihrem zersplitterten Arm auf der Bahre liegen, ohne sie zu behandeln. Der Grund: Der Vater des beim Turnen verunglückten Mädchens wohnt zwar in Westberlin, arbeitet aber in einem Ostberliner Betrieb und ist auch bei der Ost-VAB versichert. „Ich wußte ja nicht, ob Sie in Westgeld bezahlen können", meinte der Arzt. Schließlich brachte ein Rettungswagen das Kind in ein Ostkrankenhaus



Sicherheitswache der Stadt Schärding Inn, OÖ.

Achtung!

Dürfen wir Sie höflichst darauf aufmerksam machen, daß Sie durch falsches Parken eine Überschreitung der Verkehrsvorschriften begangen haben! Sind Ihnen die Steuern, die Sie zu zahlen haben, noch nicht genug? Warum wollen Sie dem Fiskus unnütz Geld in den Rachen werfen? Wir bitten Sie deshalb, das nächstemal die Verkehrsvorschriften zu beachten, da Sie sonst bestraft werden müßten — dies würde uns kein Vergnügen, Ihnen aber sicherlich Ärger bereiten! Geben Sie dieses Geld doch lieber für Einkäufe in unserer Stadt aus und vergessen Sie bitte nicht, unser wirklich sehenswertes Museum zu besichtigen!

Stadtverwaltung Schärding Abt. Sicherheitswache

Einmalig

ist der Umgangston, in dem die Stadtväter von Schärding am Inn mit ihren Verkehrssündern verkehren. Während man in anderen Städten mit gebührenpflichtigen Verwarnungen für „falsches Parken" bestraft wird, kleben die Schärdinger Polizisten nette Zettel.



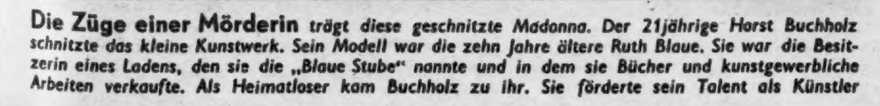
Vor zehn Jahren begegneten sich in diesem Laden zwei Menschen, deren unselige Leidenschaft sie dazu trieb, zu töten. Die Tat blieb bis heute ungesühnt. Ruth Blaue und Horst Buchholz warten auf ihre Richter. Hans Nogly berichtet über:

Das Geheimnis der Blauen Stube

In sechs Wochen werden Ruth Blaue, 41 Jahre alt, und Horst Buchholz, 30 Jahre alt, vor dem Schwurgericht in Itzehoe (Holstein) stehen. Der Vorsitzende wird die Hauptverhandlung gegen sie eröffnen und wird an Hand der Anklageschrift die beiden beschuldigen, im November 1946 in Elmshorn gemeinschaftlich, vorsätzlich, heimtückisch und aus niederen Beweggründen einen Menschen getötet zu haben. Es wird den Geschworenen und den Zuhörern im Verhandlungssaal ausführlich mitgeteilt werden — obwohl sie es seit langem wissen und seit Wochen von nichts anderem reden —, daß die Angeklagten den Ehemann der Ruth Blaue, den Fuhrunternehmer John Blaue, ermordet haben. Die Staatsanwaltschaft wird darlegen und erklären, wie es möglich war, daß Ruth Blaue und Horst Buchholz erst jetzt, neun Jahre nach der Tat, zur Rechenschaft gezogen werden können. Der Psychiater wird aus seinem vor Monaten fertiggestellten Gutachten im Hinblick auf die Glaubwürdigkeit der Aussagen Ruth Blaues vorlesen: „... hier ist nicht nur zwischen Wahrheit und Lüge zu unterscheiden, sondern es gibt weit mehr Möglichkeiten, die darüber hinaus — objektive Wahrheit oder Lüge — zu berücksichtigen haben, ob sie (Ruth Blaue) einem phantastischen Selbstbetrug unterliegt oder einem überschwenglichen, theatralischen Opfersinn folgt, fatalistisch resigniert, um Buchholz (den Mitangeklagten) zu entlasten, oder aber ob sie in zynischem Fanatismus die Anstrengungen um eine objektive Klärung belächelt ..."

Die Geschworenen und die Zuhörer werden, soweit sie den Ausführungen des Psychiaters aufmerksam folgen, sich sagen müssen, daß es offenbar selbst dem geschulten Mediziner nicht möglich war, sich ein völlig klares Bild vom Wesen und Charakter dieser Frau zu machen. Und sie werden zur Anklagebank hinüberstarren, wo diese Frau sitzt und wartet, wie das Urteil ausfällt. Sie werden wahrscheinlich, soweit man es bei der Eigenart Ruth Blaues voraussagen kann, eine Frau sehen, die beherrscht und kühl der Verhandlung folgt und in deren stillem Gesicht keine eindeutigen Antworten auf die Fragen erkennbar sind, die den Richtern und den Geschworenen am Herzen liegen.





Die Züge einer Mörderin *trägt diese geschnitzte Madonna. Der 21jährige Horst Buchholz schnitzte das kleine Kunstwerk. Sein Modell war die zehn Jahre ältere Ruth Blaue. Sie war die Besitzerin eines Ladens, den sie die „Blaue Stube" nannte und in dem sie Bücher und kunstgewerbliche Arbeiten verkaufte. Als Heimatloser kam Buchholz zu ihr. Sie förderte sein Talent als Künstler*



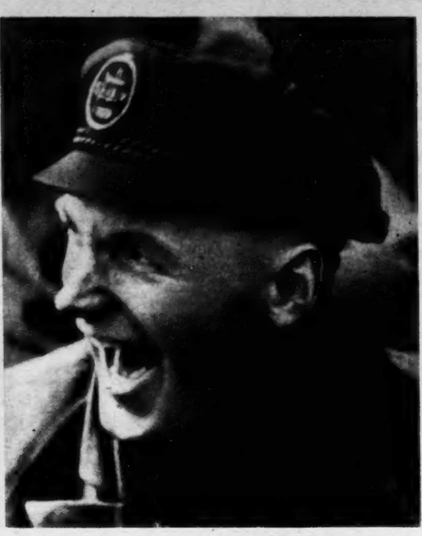
Ruth Blaue *wartet jetzt im Itzehoer Untersuchungsgefängnis, zusammen mit Horst Buchholz, auf ihre Verurteilung. Als die beiden sich nach Kriegsende begegneten, glaubten sie, sich eine neue Zukunft aufbauen zu können. Sie sprachen miteinander über Bücher, Theater, über Religion und über Kunst. Sie waren versponnen in eine Atmosphäre, in der sie vermeinten, glücklich zu sein*



An seine Zukunft *glaubte Horst Buchholz im Kriege. Er war Fliegerleutnant. Das Kriegsende verschlug den aus Sonneberg in Thüringen Stammenden nach Elmshorn in Holstein, wo ihm in der zehn Jahre älteren Ruth Blaue die Frau begegnete, die ihm zum Schicksal werden sollte*



Keine Zukunft mehr *hat Horst Buchholz heute. Er wartet auf seine Verurteilung. Das Foto, vor kurzem aufgenommen, zeigt im Vergleich zu dem Fliegerbild die erschreckende Veränderung, die mit Horst Buchholz vorgegangen ist. Neun Jahre lang blieb seine verbrecherische Tat unentdeckt*



Das Opfer *von Ruth Blaue und Horst Buchholz: Ruths Ehemann John Blaue. Er war ein einfacher Mann, der gern lachte. Als er aus dem Krieg nach Hause kam, störte er. Seine Frau fand ihn primitiv und ohne Kunstsinn. In ihrem Geständnis sagte sie: „Ich konnte ihn nicht mehr ertragen"*

Sie werden wahrscheinlich eine Frau sehen in sorgfältig ausgewählter, zu dem großen Augenblick passender Kleidung, denn die Überlegung: was ziehe ich zum Prozeß an, hat Ruth Blaue schon in der Untersuchungshaft stark beschäftigt. Sie wird Mitleid oder Antipathie bei den Zuhörern erwecken, denn sie hat zweifellos die Gabe, eins von beiden Gefühlen oder gar beide zugleich bei anderen zu verursachen. Vielleicht wird manchem bei ihrem Anblick auch jenes alte perverse Chanson einfallen, in dem es heißt: „Ich denke es mir unerhört, herrlich und gemein, in einem Sensations- und Mordprozeß Hauptangeklagte zu sein ..."

Nach dem Prozeß werden sich Ruth Blaue und Horst Buchholz, die sich geliebt haben, für Jahre oder vielleicht für immer nicht mehr sehen, je nachdem, wie das Urteil ausfallen wird. Dabei hatten sie, als sie sich im Herbst 1945 zum erstenmal sahen, beide das Gefühl, das Schicksal meine es gut mit ihnen.

•

Horst Buchholz ging an der Elmshorner Kirche vorbei. Er bog in die Marktstraße ein. Vor dem Schaufenster des Ladens im Haus Nr. 8 blieb er stehen. „Blaue Stube", stand auf einem Schild in dem Fenster. Er hatte in den letzten Tagen oft davorgestanden. Buchholz war einundzwanzig. Er war groß und hatte breite Schultern. Sein Haar war blond; es hatte einen leichten Hang zum Rötlichen. In seinen Augen war Träumerei und Unschlüssigkeit und jene leise Bereitschaft, zärtlich zu blicken, wie Frauen sie an Männern mögen.

Buchholz trat in den Laden. Zwischen Büchern, die sich zu Bergen türmten, und kunstgewerblichen Arbeiten, die über einem Tisch zur Ansicht und Auswahl verstreut lagen, sah er die Frau, von der er wußte, das ihr der Laden gehörte. Sie war schmal und schlank. Sie hatte dunkles Haar, das ein stilles, gutes Gesicht umrahmte.

„Sie haben es sich aber lange überlegt, ob sie 'reinkommen sollen", sagte die Frau. Sie lächelte.

„Wieso?" fragte er.

„Sie haben doch schon oft vor dem Laden gestanden. Ich habe Sie gesehen."

„Ja — ich wußte nicht recht —"

„Was wußten Sie nicht?"

„Im Lager — ich wohne draußen, dort hat man mir gesagt, ich soll mal mit meinen Sachen zu Ihnen gehen. Man hat mir gesagt, Sie hätten vielleicht Interesse."

„Was haben Sie denn für Sachen?"

Er griff in die Tasche seiner Windjacke und holte mehrere geschnitzte Schachfiguren hervor. Er legte sie auf den Ladentisch.

„So was", sagte er.

Sie nahm eine der Figuren auf. Es war gute, etwas grobe Schnitzarbeit.

„Haben Sie das gemacht?"

„Ja."

„Das ist gut. Das ist wirklich gut." — Sie trat mit der Figur in die Nähe des Fensters, um sie bei Tageslicht genauer betrachten zu können.

„Können Sie mir mehr davon bringen?" fragte sie über die Schulter.

„Sicher. Ich müßte es erst schnitzen. Aber das kann ich ja tun, wenn Sie meinen." — Sie drehte sich zu ihm um.

„Ich meine es", lächelte sie. Er starrte sie an, und sie entdeckte, was in seinen Augen war: die Träumerei, die Unschlüssigkeit und die Bereitschaft, zärtlich zu blicken. Ihr Lächeln setzte einen Herzschlag lang aus, wurde durch eine Unruhe ersetzt, die wie ein Hauch war. Dann war das Lächeln wieder da.

„Es ist nicht schön draußen im Lager", sagte die Frau. Er zuckte die Achseln.

„Was soll man machen?" murmelte er.

„Ich heiße Ruth Blaue." Sie reichte ihm die Hand. „Wo wir jetzt Geschäftspartner werden."

„Daher der Name des Ladens", lachte er. „Ich habe schon immer überlegt, warum die Blaue Stube ‚Blaue Stube' heißt. — Horst Buchholz", stellte er sich vor.

Ihre erste Begegnung war kurz. Sie sagte ihm noch, daß er ein vollständiges Schachspiel schnitzen solle, sie werde dann versuchen, es gegen Provision für ihn zu verkaufen. Sie sagte ihm, die Engländer seien wie wild hinter solchen handgearbeiteten Dingen her, und sie zahlten auch ganz gut, meistens in Form von Zigaretten oder Nahrungsmitteln, aber das sei ja gerade das Richtige, nicht wahr? Er versprach ihr, daß er sich sofort an die Arbeit machen werde. Sie verabschiedeten sich, und er ging.

Es folgten Wochen, in denen sie sich bloß dann immer für wenige Minuten sahen, wenn er in die „Blaue Stube" kam, um wieder ein Schachspiel abzuliefern. Sie sprachen kaum miteinander in diesen Augenblicken, aber sie erfuhren doch nach und nach alles voneinander. Sie hörte von ihm, das er Flieger gewesen wäre im Krieg, Pilot, Leutnant. Er stamme aus Sonneberg in Thüringen, erzählte er ihr, sein Vater sei dort Kreisbaumeister gewesen.

„Woher können Sie so gut schnitzen?" fragte sie ihn einmal. Das habe er immer so nebenbei gemacht, in der Schule, bis zum Abitur und auch nachher noch, so aus Spaß, gab er Auskunft.

„Sie sollten es nicht nur aus Spaß machen", sagte sie. „Sie haben großes Talent, wissen Sie das?"

„Ach, na ja", sagte er verlegen.

„Sie sollten Bildhauer werden. Wirklich, das sollten Sie werden!"

Er hatte sich immer gewünscht, einmal Bildhauer und Holzschnitzer zu werden. Er fand, daß sie die erste war, die seinen heimlichen Wunsch erkannt hatte und die ihm zu verstehen gab, daß er auch das Zeug dazu hätte, den Wunsch zu verwirklichen.

„Schön wär's", sagte er.

Sie lud ihn ein, sie abends einmal in ihrer Wohnung zu besuchen. Sie gab ihm die Adresse: Ollnsstraße 153.

„Meine Eltern wohnen dort im Haus", sagte sie. „Ich habe mir eine Wohnung unter dem Dach eingerichtet."

Das Haus in der Ollnsstraße lag am Stadtrand. Bäume, Schrebergärten und eine Wildnis von Buschwerk grenzten daran. Die Wohnung bestand aus Mansardenzimmern und ausgebauten Bodenkammern. Sie war ausgestattet mit einfachen Möbeln, mit Tisch, Stühlen, einer Couch, ein paar Sesseln.

Horst Buchholz fand die Wohnungstür offen. Er klopfte an einer Zimmertür und hörte ihr „herein". Eine Tischlampe brannte, als er in das Zimmer trat. Es war warm in dem Raum, und Ruth Blaue stand am Tisch. Sie goß aus einer Kanne Tee in Tassen, irgendeinen Feld-, Wald- und Wiesentee, weil man keinen besseren bekommen konnte. Aber sie gab aus einer Flasche einen Schuß Rum dazu, dessen Duft Behaglichkeit ausstrahlte. Der matte Schein der Lampe erfaßte gerade noch das Lächeln, mit dem sie den Jungen begrüßte. Sie war zehn Jahre älter als er, und dachte, als sie ihn so sah, daß nur eine Frau wie sie es verstehen könne, gut zu ihm zu sein.

„Setzen Sie sich", forderte sie ihn auf. Sie bot ihm Zigaretten an; es waren englische Zigaretten, die ihr die Kunden in Zahlung gaben; auch sie nahm eine. Als er ihr Feuer gab, berührten sich ihre Hände, und in seinen Fingerspitzen waren Verliebtheit und Dankbarkeit, weil er hier sein durfte und nicht im Lager sitzen mußte.

Er hatte seine Windjacke über die Stuhllehne gehängt. Er beugte sich vor und holte eine kleine Holzfigur aus der Tasche.

„Ich habe Ihnen etwas mitgebracht", murmelte er. Es war eine Madonna, mit gefalteten Händen, mit einem Gesicht, aus dem Andacht und Süße sprachen. Es war das Gesicht Ruth Blaues.

Sie hielt die Figur wie eine Kostbarkeit.

„Du bist ein dummer Kerl", sagte sie leise.

„Bitte behalten Sie das", bat er. „Sie dürfen es nicht verkaufen."

„Natürlich behalte ich das."

Sie tranken ihren Feld-, Wald- und Wiesentee, sie atmeten das Aroma des Rums und spürten die Stille und die Zuneigung, die in ihnen war. Die Madonna stand auf dem Tisch zwischen den Tassen.

„Was hast du gedacht, als du das geschnitzt hast?" fragte sie.

„Das ich Sie liebe", antwortete er rauh.

„Ich weiß", sagte sie.

Er wußte, daß sie verheiratet war, aber daran dachte er nur, wenn er allein war. In ihrer Gegenwart erschien es ihm unmöglich, daß es einen anderen gab.

„Ich habe auch etwas für dich", sagte sie. Sie stand auf und ging zur Kommode, die an der Wand stand. Aus einem Fach holte sie ihr Geschenk. Es war Arbeitsmaterial für ihn, feines Holz und ein neues Schnitzmesser.

„Darf ich wiederkommen?" fragte er, als er sich an diesem Abend von ihr verabschiedete.

„Ja", sagte sie.

Er nahm ihr Lächeln mit in das Lager.

•

Der Alltag ließ sich günstig an. Die kunstgewerblichen Arbeiten des ehemaligen Fliegerleutnants Horst Buchholz erwiesen sich als gängige Handelsware. Die Engländer kauften seine Schachspiele in der „Blauen Stube", selbst aus Hamburg trafen Bestellungen ein, weil sich die Qualität der Ware in den britischen Kasinos herumsprach. Es wurden Preise erzielt, die sich sehen lassen konnten. Horst Buchholz bekam manchmal bis zu 5000 Reichsmark für ein Schachspiel, immerhin etwas, wenn auch das Geld nicht seinen ursprünglichen Wert hatte. Um mit der Nachfrage Schritt halten zu können, brauchte er bald eine Werkstatt. Ruth Blaue richtete ihm einen Schuppen im Hof des Hauses Ollnsstraße 153 ein; und sie vermietete ihm schließlich ein Zimmer in ihrer Wohnung. Er war ihr dankbar, daß er auf diese Weise aus dem Lager herauskam. Er war ihr dankbar, daß sie ihm zu einer Arbeit verholfen hatte, die ihn befriedigte, und daß sie ihm dazu auch noch etwas gab, das nach einem Zuhause aussah. Er erzählte ihr von seinem Vater, den die Amerikaner in das Internierungslager 75 in Kornwestheim bei Stuttgart gesperrt hatten. Sie berichtete von ihrem Mann, John Blaue, den die Engländer noch in Kiel festhielten, wo er bei einem Marine-Bergungskommando Dienst tun mußte.

Horst Buchholz erfuhr ihre Ehegeschichte. Sie erzählte sie ihm sehr sachlich, und er hatte nicht den Eindruck, daß eine große, überwältigende Liebe hinter dieser Ehe steckte. Ruth Blaue beklagte sich nicht bei ihm über ihren Mann, aber er spürte, daß sie ihn nicht vermißte. Ruth und John Blaue hatten geheiratet und waren zusammen gewesen, und es war gut gegangen mit dem Privaten wie mit dem Geschäftlichen. Der Krieg und das Ende hatten beide getrennt, und es sah so aus, als fände Ruth, daß die Trennung durchaus in Ordnung und daß es eigentlich am besten wäre, wenn sich an diesem Zustand nichts änderte.

1936 hatte sie in Hamburg John Blaue kennengelernt. Er war ein Jahr älter als sie. Er war Seemann, ein großer blonder Kerl, der gern lachte und der derbe Späße liebte. John Blaue wurde, als er genug hatte von der Seefahrt, Fuhrunternehmer. Er schaffte sich einen Lastwagen an und nannte seine Firma „Blaue-Blitz". Das Geschäft ging gut. Ruth, die mit John zusammenlebte, erledigte im Betrieb die kaufmännischen Angelegenheiten. Als der Krieg kam, holte sich die Wehrmacht erst die Lastwagen der Firma „Blaue-Blitz", dann den Chef, der als ehemaliger Seemann zur Marine eingezogen wurde.

John Blaue war ein unkomplizierter Mann. Er hatte es mit dem Heiraten nicht eilig gehabt, weil er fand, es gäbe genug hübsche Mädchen in Hamburg, die so was wie ihn schätzten. Jetzt aber, im Kriege, sagte er sich, daß es unfair wäre, seine Mitarbeiterin und Freundin Ruth in Unsicherheit zu lassen. Er machte ihr einen Heiratsantrag und sie heirateten im Mai 1940. Es war eine solide, nicht sonderlich durch Treuegedanken belastete Ehe. John kam nach Norwegen. Er lernte eine Wehrmachtshelferin kennen, die ein Kind von ihm bekam. Ruth erfuhr von der Geschichte, aber sie machte keinen Ärger, denn sie sah die Zweckmäßigkeit einer Freundin für den einsamen John im fernen Norwegen ebenso ein, wie sie die Zweckmäßigkeit ihrer nüchternen Ehe richtig einschätzte. Nach Kriegsschluß zog Ruth zu ihren Eltern nach Elmshorn. Sie machte ihren Laden, die „Blaue Stube", auf und führte das Leben einer selbständigen alleinstehenden Frau.

Das alles erzählte sie Horst Buchholz. Es war ein Thema, bei dem sich beide nie lange aufhielten, über das sie nur flüchtig sprachen, wenn es sich zufällig ergab. Viel lieber sprachen sie über Kunst und Religion, über Theater und Bücher, über Gott und die Welt.

„Mit dir kann man über diese Dinge sprechen", sagte sie zu dem Jungen, „mein Mann hat keinen Sinn dafür."

Es war eine versponnene Atmosphäre, in die sich beide hineinmanövrierten. Er saß abends in ihrem Zimmer, schnitzte an einem Christus oder an einer Madonna, und sie sah zu, wie seine geschickten Hände das Material bearbeiteten.

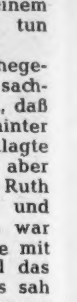
„Du wirst ein großer Künstler werden", sagte sie. Und es war eine leidenschaftliche Überzeugung in ihrer Stimme, die seinen Ehrgeiz anspornte. Jede seiner Madonnen hatte ihre Züge. Er kam nicht mehr los davon. Er brauchte sie nicht anzusehen, um ihr Gesicht wiederzugeben. Ihre Stirn, ihre Augen, ihr Mund waren in seinen Händen, und seine Hände gruben hastig und überstürzt in die rohen Holzblöcke, was sie fühlten. Seligkeit und Sünde wurden eins für ihn. Er modellierte betörende Akte, formte neben der himmlischen betenden Frau die irdische liebende, die weit entfernt war von stiller Entsagung.

Sie wurde seine Geliebte, und sie fanden, daß sie recht daran taten, einander zu gehören. Sie fanden es auch noch, als John Blaue nach Hause kam, entlassen von den Engländern.

•

Die Leute in der Nachbarschaft hatten im ersten Jahr nach dem Krieg genug mit sich selbst zu tun, um darauf zu achten, was bei den Blaues vor sich ging. Sie sprachen davon, daß Ruth Blaue „mit ihrem Sinn für Höheres" in ihrer „Blauen Stube" ganz gute Geschäfte machte. Sie sprachen davon, daß bei ihr ein junger Künstler als Untermieter wohnte; vielleicht dachten sich die Leute ihr Teil, aber sie kümmerten sich nicht sonderlich darum. Sie wußten, daß John Blaue nun wieder da war, daß er sich, weil es mit einem neuen Fuhrbetrieb nicht gleich klappte, mit Maßen im Schwarzhandel betätigte, so wie es die meisten machten. Sie wußten auch von einem zweiten Untermieter, einem jungen ehemaligen Panzeroffizier namens Heinz Weinhold; er

[FORTSETZUNG AUF SEITE 36]





ohne Grenzen

Alexander Sosso schrieb den Roman von den Schauplätzen unserer Sehnsucht

Helen Clausen ist Stewardeß. Auf einem ihrer Flüge hat sie den Amerikaner Gilbert Johnson kennengelernt, zu dem sie eine tiefe Zuneigung faßt. Aber da taucht plötzlich Georg Toller wieder auf. Georg ist Helens Mann. Als ehemaliger Jagdflieger hat er sich nach dem Zusammenbruch den Sowjets als Testpilot zur Verfügung gestellt und Helen dabei im Stich gelassen. Jetzt, nach sieben Jahren, ist Georg wieder da. Er hat wertvolle Konstruktionspläne mitgebracht, die er den Amerikanern verkaufen will. Helen soll ihm dabei helfen. Sie sträubt sich dagegen, aber Georg hat sie in der Hand. Durch einen Zufall erfährt Johnson von dieser Geschichte und greift ein. Als Direktor einer amerikanischen Flugzeugfabrik fällt es ihm nicht schwer, dafür zu sorgen, daß die Pläne an den richtigen Mann kommen und daß Georg sein Geld erhält. Ein Drittel dieses Geldes will er Helen geben, aber sie lehnt dieses Geschenk brüsk ab. Deutlicher kann sie Georg nicht zeigen, daß sie mit ihm nichts mehr zu tun haben will. Durch die Erkrankung ihres Vaters, der operiert werden muß, gerät sie in eine ziemliche Notlage. Aber sie will sich von niemandem helfen lassen, auch von Johnson nicht. Sie will allein mit ihren Sorgen fertig werden. Jetzt greift kurz entschlossen ihre jüngere Schwester Ruth ein. Während Helen wieder einmal unterwegs ist, fliegt Ruth an die Riviera, wo Georg damit beschäftigt ist, sein Geld durchzubringen.





11. Fortsetzung

Ruth entlohnte umständlich die Taxe, mit der sie von Nizza nach Cannes gefahren war und wandte sich dann Georg zu, dem die Überraschung über ihr unvermutetes Erscheinen immer noch deutlich anzusehen war. Er musterte sie von oben bis unten, sagte aber keinen Ton.

„So, da bin ich", begann Ruth und unterdrückte tapfer die Verlegenheit, die ihr rot und heiß ins Gesicht schießen wollte. Sie war sich jetzt, da sie Georg gegenüberstand, ihrer Mission auch gar nicht mehr so sicher.

„Dein großes Gepäck kommt wohl nach", sagte er mit leichtem Spott.

„Kein Gepäck, weder groß noch klein. In viereinhalb Stunden fliege ich nach Paris zurück."

Er schien an der verdammten Kaimauer festzukleben. Jedenfalls rührte er sich nicht vom Fleck. Er grinste nur und weidete sich an ihrer wachsenden Unsicherheit. „Alle Achtung! Das Fräulein fliegt zum Nachmittagskaffee von Paris eben mal an die Riviera. Freut mich, daß es dir so gut geht."

„Nein, Georg, solange ich nichts zu essen kriege, geht es mir gar nicht gut", sagte sie weinerlich. „Ich bin maßlos aufgeregt, und das verträgt mein Magen nicht. Ich muß ihn ablenken und beschäftigen. Oder müssen wir unbedingt hier auf der Straße stehenbleiben? Können wir nicht irgendwohin gehen, wo man sitzen und essen kann . . , ?"

Sie gingen langsam die Uferstraße entlang. Kleine Wellen rollten gemächlich heran, klatschten an die steinige Küste, als hätten sie nach einem weiten Weg endlich das Ziel erreicht, an dem sie sich schäumend auflösen konnten. Boote und Jachten dümpelten träge in der Dünung. Die Luft war seidig und süß, wie gesponnener Zucker.

„Was machst du um diese Zeit allein auf der Uferpromenade", fragte Ruth, um das Gespräch endlich in Gang zu bringen. „Oder hast du jemanden erwartet?"

„Ja", sagte er, „einen Fischer mit seinem Boot. Er soll mir das Segeln beibringen. Das ist seit einer Woche meine ernsteste Beschäftigung. Meistens läßt er mich vorher eine Weile warten. Wir verabreden eine bestimmte Stunde, und ich bin pünktlich wie ein Maurer am Kai. Mal läßt er mich zwanzig Minuten warten, manchmal auch eine Stunde. Und ich stehe und warte und übe mich darin, die Geduld nicht zu verlieren. Vielleicht gehört das auch zum Segelunterricht. Außerdem hat der Mann recht . . . ich versäume wirklich nichts."

„Ich werde dem Mann hinterher ein dickes Trinkgeld für seine Unpünktlichkeit geben müssen", sagte Ruth. „Beinahe hätte ich dir auch noch aufs Meer nachfahren müssen."

„Hör mal, du scheinst ja allerhand vorzuhaben mit mir . . ."

„Allerhand, lieber Schwager, verlaß dich drauf. Aber bitte, erst wenn ich gegessen habe. Vorher erfährst du kein Wort."

Sie kamen vor das Hotel, das auf jeder Postkarte zu sehen war. Der große, protzige Kasten ließ sich von der Sonne ausleuchten wie eine Filmdiva bei Großaufnahmen. Jeder Liftboy sah aus wie die Liftboys in den Ateliers. Georg führte Ruth in den großen, kühlen Speisesaal, in dem nur noch ein paar Gäste herumsaßen. Die Kellner machten diskret erstaunte Augen, als sie Georg in Begleitung einer fremden, jungen Dame sahen, die nicht so leicht einzutaxieren war. Nicht einmal die Nationalität war ihr an der Nasenspitze anzusehen. Nur soviel stand auf Anhieb fest: es bereitete Vergnügen, sie anzusehen, nicht wie ein schönes Bild, auch nicht wie eine extravagante Exotin — aber wenn es für gute Laune und Lebensfreude eine Verpackung gab, dann mußte die so beschaffen sein, wie dieses Mädchen.

Sie sagte: „Ich möchte etwas essen, was mir beim Essen keine Mühe macht. Nichts aus dem Meer, nichts, was mich ablenkt. Ich muß mich jetzt ganz auf dich konzentrieren."

„Wiener Schnitzel", bestellte Georg, und der Oberkellner notierte gelassen. Ob die junge Dame sonst noch einen Wunsch hätte, vorher oder nachher, oder ob es allein bei dem Wiener Schnitzel bleiben solle.

Es solle allein dabei bleiben, bat Ruth. Der Kellner zog sich zurück, als ob man ihm auf den großen Zeh getreten hätte, und Georg sagte: „Es wird dir noch gelingen, mich neugierig zu machen, sofern ich es nicht schon bin. Können wir bald anfangen?

„Wie geht es Marion? Wo ist sie? Was macht sie?"

„Karriere", sagte Georg. „Sie hat hier vor ein paar Tagen einen Millionärssohn kennengelernt, einen ganz echten. Mit dem tummelt sie sich irgendwo herum. Ich glaube, sie schafft es, von ihm geheiratet zu werden."

Ruth suchte nach Worten. Es fiel ihr nichts Passendes ein. Sollte sie ihn nun bedauern oder sollte sie ihre Freude zeigen? Sie entschloß sich zu einem unverbindlichen: „Oh, das tut mir aber leid für dich. — Das ist aber ziemlich schnell gegangen! Wenigstens ein paar Monate müßte es bei dir doch auszuhalten sein . . ."

„Findest du?" Er lachte frei und unbeschwert, als wäre nicht von ihm die Rede. „Du mußt bitte berücksichtigen: Marion ist ein tüchtiges, intelligentes Mädchen, das vorankommen will. Ich sollte nicht mehr sein als ein Sprungbrett. Darüber waren wir uns aber von Anfang an im klaren . . ."

Der Kellner servierte ein Schnitzel, das nicht größer war als ein Sandwich.

„Noch eins!" bestellte Georg.

„Das möchte ich auch", sagte Ruth und glaubte plötzlich die passende Einleitung und Begründung für ihre Bitte an Georg gefunden zu haben.

„Ich hab's für dich bestellt", sagte er.

„Nein, ich meine, ich möchte auch Karriere machen. — Deshalb bin ich gekommen."

„Sehr gut! Nur — sind viereinhalb Stunden dafür nicht ein wenig zu knapp bemessen?"

Sie kaute und schwieg. Er sah ihr zu und sagte auch nichts. Mit keinem Schritt kam er ihr entgegen. Aber lange konnte das so nicht weitergehen. Die Wiener Schnitzel stäubten ihr schon bald zu den Ohren heraus. Plötzlich legte sie mit großem Elan los: „Rundheraus gesagt, Georg, ich fand es reichlich überspitzt von Helen, daß sie dir die 50 000 Dollar zurückgegeben hat. Dich hat sie damit gekränkt und uns hat sie geschadet. Was meinst du, wie gut wir das Geld jetzt gebrauchen könnten . . ."

„Hm — das kann ich mir vorstellen." Er lehnte sich weit in seinen Sessel zurück und beobachtete sie mit unbeweglichem Gesicht.

„Du mußt aber wissen", fuhr sie ein wenig atemlos fort, obgleich sie ganz genau fühlte, daß sie den denkbar ungeschicktesten Anfang gefunden hatte, „du darfst bitte nicht vergessen, daß Helen von einem geradezu krankhaften Stolz besessen ist und daß sie nie vergessen wird, wie du sie . . ."

„Helen weiß natürlich nicht, daß du hier bist", unterbrach er sie.

„Natürlich nicht! Die ist bis morgen mittag in Kairo und trifft sich dort mit . . ."

Ruth unterbrach sich und schämte sich blutrot über ihre eigene Ungeschicklichkeit. Dabei hatte sie bisher immer geglaubt, einigermaßen schlagfertig zu sein. „Ich möchte bitte etwas trinken", stöhnte sie, „mir ist ganz übel. Vielleicht vom Fliegen . . . Das war mein erster Flug, mußt du wissen . . ."

Georg bestellte „einen ‚Fernet Branca' für die Dame. Ohne Wasser", und der Ober fragte maliziös, ob die Schnitzel etwa zu üppig seien.

„Nein, zu groß", sagte Georg. „Also weiter, Ruth: Helen ist in Kairo und trifft sich mit ihm und du hast dich ins Flugzeug gesetzt und bist hierher geflogen. Zu mir! Weil du Karriere machen willst . . . An diesem Punkt waren wir stehengeblieben."

Wenn man Spießrutenlaufen muß, hat es keinen Zweck, in der Mitte stehenzubleiben, dachte Ruth und versuchte die Rolle, in die sie sich hineinmanövriert hatte, zu Ende zu spielen.

„Ich brauche Geld", stieß sie hervor, „ich möchte auch vorwärtskommen, ich möchte was lernen . . . vielleicht nehme ich Schauspielunterricht, oder, was wohl noch besser wäre, ich mache Modezeichnen . . . ich bin nicht ganz unbegabt darin, glaub mir das. Und überhaupt, egal was ich anfange, zu allem braucht man Geld!"

Georg schob ihr das Glas mit der braunen, bitteren Flüssigkeit zu. „Trink mal, das wird dir gut tun."

Sie schluckte das Getränk hinunter und griff nach einer Zigarette. In ihren sonst so lustigen und kecken Augen schimmerte es feucht.

„Ich rede selbstverständlich nicht von 50 000 Dollar! Um Gottes willen! Nicht einmal vom zehnten Teil! Vielleicht von zweitausend! Ja . . . soviel brauchte ich, mit zweitausend wäre uns geholfen . . ."

„Wieso: uns? Wen meinst du damit?"

Ruth zuckte unmerklich zusammen. „Uns — uns alle meine ich damit. Paps und Helen und mich. Wen denn sonst? Wenn ich zweitausend Dollar habe, kann ich vorwärtskommen, ohne ihnen auf der Tasche zu liegen. Das ist doch eine Erleichterung für alle, oder nicht?"

Sie waren jetzt allein in dem großen Speisesaal. Der Oberkellner stand stocksteif wie ein Ausrufungszeichen in dezenter Entfernung von ihrem Tisch, und zwar so, daß er nicht zu übersehen war.

„Mach jetzt eine kleine Pause", sagte Georg, „hier wird es ungemütlich."

Sie gingen hinaus auf die Terrasse und sahen hinunter auf den Badestrand. Die meisten Gäste des Hotels lagen dort unten in der milden, warmen Herbstsonne.

„Hast du Lust?" fragte er.

„Sehr! — Aber außer Taschentuch und Lippenstift habe ich nichts bei mir."

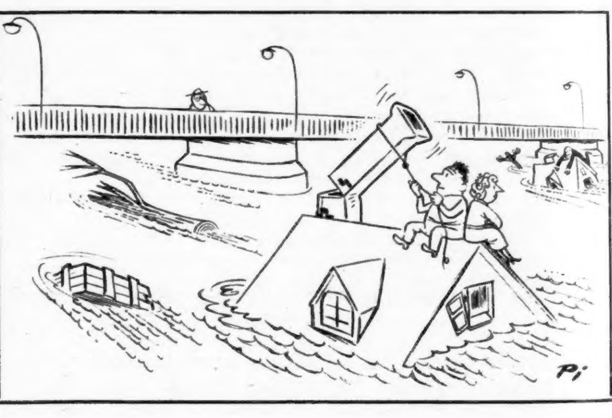
Er zeigte ihr ein hübsches, kleines Geschäft, ein paar Schritte vom Hotel entfernt. Sie solle sich dort einen Badeanzug aussuchen, sagte er, dann sei ihr Ausflug an die Riviera wenigstens nicht ganz umsonst gewesen. Er ging inzwischen ins Hotel und holte seine Badesachen.

Als er wiederkam, stand sie in der Probierkabine und hatte ein Nylongespinst an. Die Inhaberin des Geschäftes, eine etwas verlebte Matrone, klatschte vor Entzücken in die Hände und schlug den Vorhang mit einer großen Geste zurück. „Sehn Sie, sehn Sie, sehn Sie!" sprudelte sie hervor. „Haben Sie, Monsieur, schon so etwas gesehen . . .?"

Georg gab gerne zu, daß er so etwas noch nicht gesehen habe.

Ruth lächelte verlegen. „Ist aber ziemlich teuer, Georg."

„Macht nichts", sagte er, „wenn man so wie du alles auf eine Karte setzt, darf man bei der Auswahl von Badeanzügen nicht kleinlich sein."



Sie lagen in Strandkörben. Das Meer atmete sie feucht und kühl an. Ruth spürte, wie die Sonnenstrahlen ihre Haut anfielen, nicht stechend und brennend, sondern behutsam wie eine scheue Liebkosung.

„Und dann hast du dir gedacht, dein von allen so sehr geschätzter Schwager wird dir mit Vergnügen zweitausend Dollar schenken", sagte Georg unvermittelt.

Sie lag lang ausgestreckt auf dem Rücken und hielt die Augen geschlossen. „Ja", sagte sie, „das habe ich mir gedacht, sonst wäre ich nicht hier."

„Du lügst!" sagte er mit einem trockenen Lachen.

Sie schwieg und rührte sich nicht.

„Du lügst", wiederholte er, „du lügst so schlecht, daß deine Sommersprossen auf der Nase schamrot werden. Diese Geschichte mit dem Vorwärtskommenwollen war schlecht erfunden. Deswegen hättest du nicht für viereinhalb Stunden ins Blaue an die Riviera fahren müssen. Deswegen hättest du nicht riskiert, mich überhaupt nicht anzutreffen . . . Du hättest von Paris aus meine Adresse ausfindig gemacht, was gar nicht so schwer gewesen wäre, du hättest einen wohlüberlegten Brief geschrieben, vernünftige Vorschläge gemacht und nicht von Schauspielunterricht oder vielleicht Modezeichnen gefaselt . . . Du lügst viel zu schlecht für zweitausend Dollar . . ."

Sie setzte sich auf und wickelte sich fröstelnd ins Badeleintuch. Dann erzählte sie ohne zu stocken die Geschichte von Paps. Georg unterbrach sie nicht ein einziges Mal. Er baumelte mit den Beinen und malte mit den Zehen Kreise in den feinen Sand. Erst als Ruth niedergeschlagen schwieg, sagte er: „Woher weißt du, ob Helen in diesem Augenblick nicht Herrn Johnson um Hilfe bittet. Es wäre für ihn ein leichtes, ein ganzes Krankenhaus zu kaufen."

„Ausgeschlossen!" beteuerte Ruth. „Sie hat es sich in den Kopf gesetzt, selbst für Paps zu sorgen. Niemals würde sie von Johnson Geld verlangen ... Das würde sie nie über die Lippen bringen. Sie hat mir gesagt, sie wolle sich nicht verkaufen ..."

„Und du?" sagte er plötzlich voller Wut. „Du wagst es, einfach herunterzufahren und mich um Geld anzuhauen? Du würdest dich wohl auch verkaufen, was? Hast wohl gerade irgendwo einen schönen Film gesehen, wo das vorkommt ..."

Ruth preßte unter dem Leintuch die Fäuste zusammen, daß sich ihre Nägel in die Handballen bohrten. Noch niemals hatte sie so ein unwiderstehliches Bedürfnis gehabt, blindlings in ein Gesicht hineinzuschlagen. „Wenn du noch einen Funken Anstand hättest", sagte sie tonlos ...

„Ach, du lieber Gott, fang mir nur damit nicht an. Anstand! Wenn ich das nur höre! Was auf dieser Welt an Anstand noch übriggeblieben ist, hat deine Schwester gepachtet. Sie ist zum Weinen anständig ... In ihrer Nähe kommt man sich geradezu ungewaschen und schmierig vor. Und du eiferst ihr jetzt auch schon nach. Aber ich pfeif auf euren Anstand und auf euren verdammten Edelmut ..."

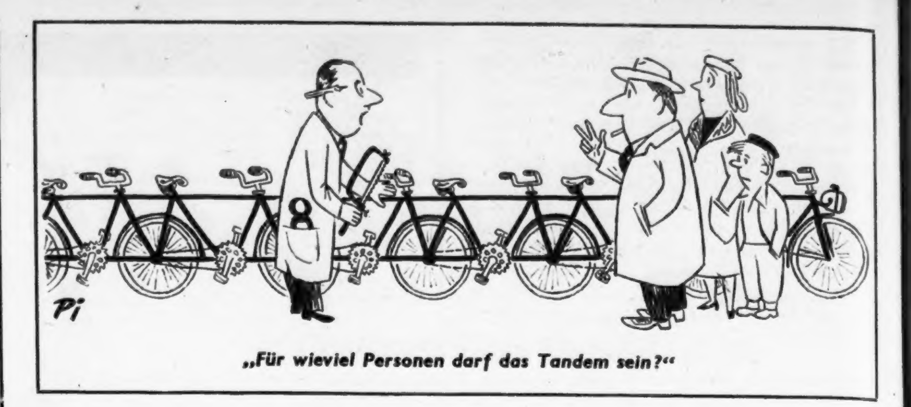
„Du Narr", schrie Ruth so laut, daß die Badegäste in der nächsten Umgebung aufmerksam wurden, „du eingebildeter Narr! Du glaubst wohl, mir könntest du mit deinem versnobten Zynismus imponieren! Eine großartige Rolle hast du dir da zugelegt! Ist dir geradezu auf den Leib geschrieben! Der gestrauchelte Held der Nation, der vor seinem Weib keine Gnade mehr findet. Nicht einmal mit 50 000 Dollar kann er sie ködern, denn sie hat inzwischen einen anderen gefunden. Was macht da unser Held? Er verkommt, er gibt sich Mühe zu verkommen! Er fährt mit einer Geliebten an die Riviera und verpraßt sein Geld. Viel Geld, das er sich halb und halb ergangstert hat. Hach, wie schön. Und mit dem letzten Dollarschein zündet er sich eine Zigarette an, raucht voller Genuß ein paar Züge und läßt sich dann von einer hohen Klippe ins himmelblaue Meer fallen ... Ist das nicht auch zum Weinen schön? Ich kann mir nicht helfen, aber da ist mir Helens Anständigkeit lieber. Ihre Rolle kostet verdammt viel Mühe und ist nicht so amüsant wie deine ... So, das wär's. Und jetzt muß ich gehen."

Sie ging, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, in die Umkleidekabine und zog sich an. Den Badeanzug hätte sie am liebsten mit den Zähnen in tausend Fetzen gerissen, aber das Gewebe war zu fest. Daraufhin faltete sie ihn sorgfältig zusammen und steckte ihn in die Handtasche.

Georg erwartete sie vor dem Hotel in einem unauffälligen, aber sehr schnellen Wagen.

„Ich bringe dich bis nach Nizza zum Flughafen", sagte er, als ob nichts vorgefallen wäre. Sie fuhren schweigend die Küstenstraße entlang. Georg hetzte nicht. Bis zum Start des Flugzeugs waren noch zwei Stunden Zeit. Die tiefstehende Nachmittagssonne zeigte mit einer geradezu überwältigenden protzigen Deutlichkeit, warum diese Küste „Goldküste" genannt wurde, und Ruth war eine dankbare Zuschauerin. Sie dachte nicht daran, sich die Freude an dieser Fahrt vermiesen zu lassen. Sie hörte auf das helle Singen der Reifen in den Kurven, sah, wie die dunkelblauen Schatten der Berge aus den Buchten immer weiter hinauswuchsen aufs Meer, sie nahm den goldenen Glanz der durchsonnten Hänge mit allen Sinnen dankbar auf und sie fühlte den weichen Griff des Fahrtwindes im Haar. Sie konnte die Minute genießen, ohne nach der nächsten zu fragen, und sie war sich dieser seltenen Begabung nicht einmal bewußt.

Bevor Georg in Nizza auf die Landzunge hinausfuhr, auf der der Flughafen lag, parkte er den Wagen auf einem Aussichtspunkt, von dem man über die Stadt weit ins Meer hinaussehen konnte. Er wartete geduldig, bis Ruth sich auch



„Für wieviel Personen darf das Tandem sein?"

an diesem Anblick satt getrunken hatte, nannte ihr einige Namen von Bergspitzen, Ortschaften und Buchten und nahm dann aus dem Handschuhkasten einen braunen, ziemlich großen Briefumschlag. Den drückte er ihr unter den Arm.

„Was soll das", fragte sie überrascht. „Vor Monaten hast du mir schon einmal ein Paket in die Hand gedrückt und ich erinnere mich nicht sehr gern daran!"

Er nickte. „Eben deshalb. Ich glaube in der verfahrenen Situation, in der wir alle stecken, kommen wir mit klaren Rechnungen weiter als mit Sentimentalitäten. Du hast damals meine Pläne nach Paris geschmuggelt, du hast sogar einiges riskiert dabei, und hier in diesem Umschlag steckt das für solche Dienste übliche — Honorar. Ob du nun damit deinem Paps die Operation bezahlst oder ob du Schauspielunterricht nimmst, ist mir gleichgültig. Das ist deine Sache. Du brauchst keine Angst zu haben, ich habe nicht unanständig viel in den Umschlag hineingesteckt. Ganz bestimmt nicht mehr, als ich deinem Gewissen zumuten kann, und bestimmt nicht so viel, daß ich es entbehre. Bist du mit dieser Lösung einverstanden?"

„Ja", sagte sie und wußte nun nicht einmal, ob sie ‚danke schön' sagen durfte oder nicht.

Georg wendete den Wagen und fuhr jetzt schnell zum Flughafen hinaus.

„Ich würde in deiner Stelle den Umschlag aber irgendwohin verstauen. Du kannst ihn doch nicht die ganze Zeit unter dem Arm halten . . ."

Sie nahm den Badeanzug aus der Handtasche und stopfte das Geld hinein.

„Damals, bevor ich mit den Plänen nach Paris gefahren bin, haben wir uns vorher auch ziemlich angepöbelt", sagte sie plötzlich. „Mußt du eigentlich immer hinten ausschlagen und vorn beißen wie ein störrischer Maulesel?"

Er antwortete nicht. Er fuhr in einer scharfen Rechtskurve vor das Flughafengebäude, so daß sie an seine rechte Schulter gepreßt wurde.

„Ich dank dir schön, Georg", sagte sie leise, „und wenn es dir lieber ist, will ich dich nicht einmal im Traum verdächtigen, daß du am Ende doch ein anständiger Kerl sein könntest."

„Ist mir lieber", sagte er und stoppte den Wagen. Er stieg mit aus und begleitete sie in das Flughafengebäude. Zehn Minuten standen sie noch verlegen herum, redeten unzusammenhängendes Zeug und schielten nach der Uhr. Endlich wurden die Fluggäste durch den Lautsprecher zur Maschine nach Paris abberufen. Ruth gab ihm die Hand und hatte plötzlich das Gefühl, ihm so nahe zu sein, wie nie zuvor.

„Jetzt habe ich noch eine große Bitte", sagte sie, „und wenn ich die ausgesprochen habe, können wir uns deswegen nicht mehr zanken ... In der nächsten Sekunde bin ich weg."

„Wenn es nicht zu anständig ist, bin ich ganz Ohr", sagte er und beugte sich zu ihr herunter.

Sie flüsterte: „Gib Helen endlich frei! Quäl sie nicht länger mit deinem Trotz!"

Dann drehte sie ihm den Rücken und ging schnell den anderen Fluggästen nach. Erst vor der Glastür, die hinausführte auf den Vorplatz, drehte sie sich noch einmal halb um und winkte ihm flüchtig zu.

Georg sah ihr belustigt und überrascht nach. Minutenlang wußte er nicht, was er mit sich anfangen sollte. Er durchwühlte seine Taschen nach einer Zigarette und stand eiligen Passagieren im Weg. Schließlich verschanzte er sich vor dem Flugplan an der Wand und vertiefte sich in die kurze Tabelle. Nizza wurde jetzt nach Saisonschluß nicht von vielen Maschinen angeflogen. In den Abendstunden dieses Tages gab es außer der Maschine nach Paris, die jetzt gerade über den Platz donnerte und in der Ruth saß, nur noch einen Anschluß nach Rom. Start in zweieinhalb Stunden, kurz vor neun. Ankunft in Rom 23.20 Uhr.

Mal sehen, dachte Georg und ging gutgelaunt hinüber zum Auskunftsschalter. Ob die Maschine nach Rom schon ausgebucht sei, oder ob man noch mitfliegen könne, fragte er. Der Beamte telefonierte. Jawohl, ein Platz sei noch zu haben. Aber damit war Georg noch lange nicht zufrieden. Morgen mittag solle angeblich in Kairo eine Maschine der „Round World Airlines" starten, um über Rom nach Paris zu fliegen. Ausgerechnet mit dieser Maschine wolle er von Rom nach Paris fliegen. Mit dieser und keiner anderen. Ob für diese Maschine in Rom noch ein Platz nach Paris gebucht werden könne.

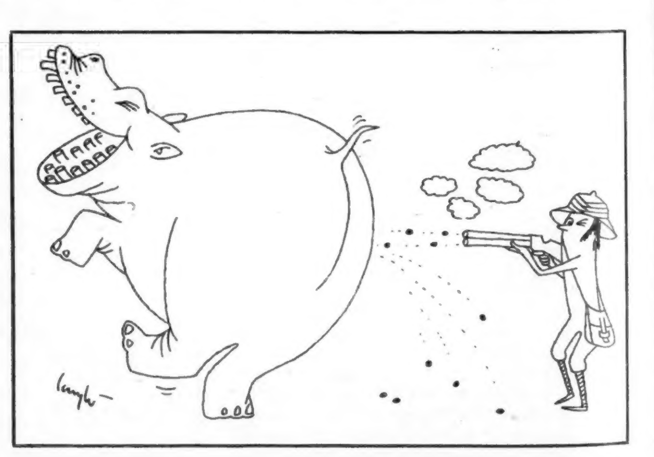
Der Beamte zeigte Symptome leichter Ungeduld. Die „Round World Airlines" habe in Nizza kein Büro, weil die Maschinen dieser Gesellschaft Nizza allenfalls in fünftausend Meter Höhe überflögen, da könne man also leider nichts machen.

„Doch", sagte Georg, „man könnte zum Beispiel nach Rom telefonieren."

Ja, das könne man, bestätigte der Beamte. Aber dafür sei er leider nicht zuständig.

„Ich glaube doch", sagte Georg, und legte einige Scheine auf den Schalter. „Wenn ich Sie herzlich darum bitte, tun Sie mir doch sicher den Gefallen. Und damit wir uns recht verstehen: heute abend von Nizza nach Rom und morgen mit der Maschine der ‚RWA', die aus Kairo kommt, von Rom nach Paris. Ist doch gar nicht so umständlich, oder?"

Der Beamte ging mit einem tiefen Seufzer an die Arbeit und Georg setzte sich

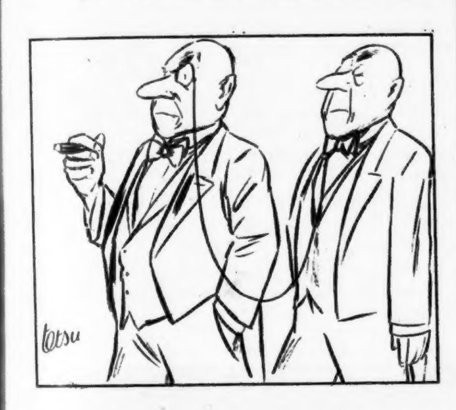


in der Nähe des Schalters in einen Sessel. Der Einfall bereitete ihm viel Vergnügen und er versuchte sich das Gesicht Helens vorzustellen. Sie muß ja freundlich sein, so, wie sich das für eine Stewardeß gehört. Und wenn sie sich dann zu ihm herabbeugte, um ihm einen Kaffee oder einen Whisky zu servieren, wird er ihr zuflüstern: Machen wir einen dicken Strich, Helen, unter alles, was gewesen ist. Im großen und ganzen sind wir uns nicht

viel schuldig geblieben. Wenn du also unbedingt zu dem andern willst — bitte, ich kann dich nicht länger halten... Und er stellte überrascht fest, daß er nach undenklich langer Zeit zum erstenmal ohne das würgende, peinigende Gefühl des schlechten Gewissens an Helen dachte...

Der Beamte am Schalter winkte Georg müde heran und trug seine Erschöpfung ergreifend zur Schau. Das sei sehr, sehr schwierig gewesen, beteuerte er, und letztlich sei der Erfolg nur seinen guten Beziehungen zum Filialleiter der „Round World Airlines" in Rom zu verdanken. Georg blieb ihm den Dank nicht schuldig. Er telefonierte noch schnell mit der Hoteldirektion in Cannes, und schrieb dann Marion ein paar Zeilen. Wie einer guten alten Freundin teilte er ihr in Stichworten mit, was er vorhatte. Und er vergaß nicht zu erwähnen, daß sie den Wagen auf dem Flughafen abholen könne, Schlüssel und Papiere befänden sich beim Schalter der „Air France".

Lange vor dem Start stand Georg an der Glastür des Flughafengebäudes und beobachtete die Monteure, die auf den Tragflächen herumkrochen und die letzten Handgriffe taten. Die Besatzung ging langsam über das Vorfeld, der Käpten blieb unter dem Steuerbordmotor für einen Augenblick stehen, wechselte ein paar Worte mit einem der Mechaniker, nickte ihm zu und kletterte in seine Führerkanzel. Georg sah, wie er oben das Seitenfenster aufstieß, den Kopf herausstreckte und dem Chefmechaniker lachend noch etwas zurief. Da erst merkte Georg, daß er den unbekannten, schwarzhaarigen Mann, der dort oben in der Führerkanzel der



ganz alltäglichen, zweimotorigen Maschine saß, von ganzem Herzen beneidete.

Aber an dem Flug nach Rom hatte er trotzdem sein Vergnügen. Es war weiß Gott nichts Besonderes daran, aber allein das leichte Schaukeln der Maschine weckte Erinnerungen, die viele Jahre zugeschüttet waren...

Georg ließ sich in Rom von dem Omnibus der Fluggesellschaft vor irgendeinem Hotel absetzen und ging sofort hinauf auf sein Zimmer. Er schlief traumlos bis zum frühen Morgen. Es dauerte ein Weilchen, bis er sich nach dem Erwachen erinnerte, wo er sich befand. Nur, daß er sich auf etwas freute, wußte er sofort. Er schickte den Boy um eine Zahnbürste und um ein frisches Hemd und ließ sich ein üppiges Frühstück aufs Zimmer bringen.

Später lief er ziellos, planlos durch die Straßen der Stadt. Allmählich erwachte seine Ungeduld. Der Tag wollte überhaupt kein Ende nehmen und Georg wußte überhaupt nicht mehr, mit was er die Zeit totschlagen sollte.

Zwei Stunden vor der planmäßigen Ankunft der Maschine aus Kairo fuhr er hinaus auf den Flughafen. Seine brennende Ungeduld ärgerte und amüsierte ihn zugleich. Wenn ich nicht genau wüßte, sagte er sich, daß ich mir bei Helen lediglich einen anständigen Abgang verschaffen will, käme ich mir vor wie ein Bräutigam, der's kaum erwarten kann.

Die Maschine kam pünktlich auf die Minute. Sie flog über den Platz hinweg und setzte nach einer weiten Schleife zur Landung an. Georg stand auf dem langen Balkon des Flughafengebäudes und beobachtete das Manöver. Der riesige Clipper schob sich langsam heran, machte auf der Stelle noch eine halbe Drehung und blieb mit einem tiefen Atemholen der Motore stehen. Im Scheinwerferlicht wurde die Gangway herangefahren, und dann kamen in kleinen Gruppen die Passagiere.

Georg sah Helen, als sie unter der Tragfläche zum Vorschein kam. Neben ihr ging ein Mann, mit dem sie sich angeregt unterhielt. Er war nicht sehr groß, dafür aber breitschultrig, und als sie auf etwa zwanzig Schritt herangekommen



waren, erkannte Georg den Mann, mit dem er in Paris im Hotel über den Verkauf der Pläne verhandelt hatte. Und jetzt wußte Georg, daß er Gilbert Johnson vor sich hatte. Unwillkürlich trat Georg von der Balkonbrüstung zurück, um nicht gesehen zu werden. Aber die beiden dort unten waren viel zu sehr



mit sich beschäftigt, als daß sie auf ihn geachtet hätten.

Fünfundvierzig Minuten hatte die Maschine in Rom Aufenthalt. Georg sah, wie Helen und Johnson sich im Restaurant an einen Tisch setzten und einen Kaffee tranken. Später brachte ihr eine Kollegin von der „RWA" die Liste der in Rom zusteigenden Passagiere an den Tisch. Ein Blick darauf und sie hätte den Namen Georg Toller sehen müssen ... aber sie ließ die Liste achtlos liegen.

Georg überlegte, ob er sich nicht einfach in die Taxe setzen und verschwinden sollte. Was hatte der Flug nach Paris jetzt überhaupt noch für einen Zweck! Zu einer versöhnlichen Aussprache zwischen ihm und Helen konnte es in Johnsons Gegenwart unter keinen Umständen kommen. Nur peinlich würde es sein.

Für wen peinlich, überlegte er mit wachsender Wut. Peinlich für sie und für Herrn Johnson, für niemanden sonst. Laß es ihnen ruhig ein wenig peinlich sein, dachte er, und ging zur Paß- und Zollkontrolle.

Helen erkannte ihn erst, als er auf der Plattform der Gangway dicht vor ihr stand. Sekundenlang starrte sie ihn an, warf dann einen Blick auf ihre Liste und sagte: „Mister Toller, Sitz Nr. 23 . . . das ist im Heck der Maschine die drittletzte Reihe rechts . . ." Georg setzte sich auf seinen Sitz Nr. 23 und war mit sich über alle Maßen unzufrieden. Der Platz neben ihm blieb frei. Gilbert Johnson saß zwei Reihen vor ihm. Georg konnte nur sein volles, leicht ergrautes Haar sehen. Mal sehn, was jetzt geschieht, überlegte Georg, und war eigentlich fest entschlossen, sich unter keinen Umständen zu einem jähzornigen Ausbruch hinreißen zu lassen.

Nichts geschah! Die Maschine startete, umflog Rom in einem weiten Bogen und ging auf Kurs. Helen ging zwischen den Sitzreihen auf und ab und versorgte ihre Passagiere. Für Georg hatte sie genauso ein freundliches Lächeln übrig, wie für alle andern. Zweimal fragte sie ihn sogar außer der Reihe, ob er einen besonderen Wunsch habe.

Er hatte keinen — außer dem einen, daß dieser Flug möglichst schnell zu Ende gehe.

Nach dem Abendessen wurde das helle Licht in der Kabine ausgeschaltet. Die meisten Passagiere klappten die Lehnen ihrer Sessel zurück und versuchten zu schlafen. Die Notbeleuchtung und die kleinen Leselampen tauchten den Raum in ein schläfriges Halbdunkel.

Georg sah mit halbgeschlossenen Augen, wie sich Johnson vor ihm erhob und langsam auf ihn zukam.

„Haben Sie was dagegen, wenn ich mich ein paar Minuten neben Sie setze", fragte er halblaut.

„Ich kann's nicht verhindern", erwiderte Georg ruppig, „ich habe nur einen Platz bezahlt."

Johnson setzte sich trotzdem. Nach einer Weile sagte er: „Glauben Sie, daß es einen Zweck hat, wenn wir beide offen miteinander reden?"

Georg war nahe daran, einfach „nein" zu sagen, denn er wußte, was jetzt kam. Diese verdammt anständige Tour kam jetzt unweigerlich, und die konnte er auf den Tod nicht leiden. Erst spannen sie einem die Frau aus und dann wollen sie einem anständig beibringen, daß man anständig zu sein hat. Mit einem offenen Wort unter Kavalieren wird der Fall bereinigt. Trotzdem sagte er laut: „Versuchen wir's halt."

„Sie sind doch sicherlich nicht zufällig in dieser Maschine?" begann Johnson kühl und sachlich.

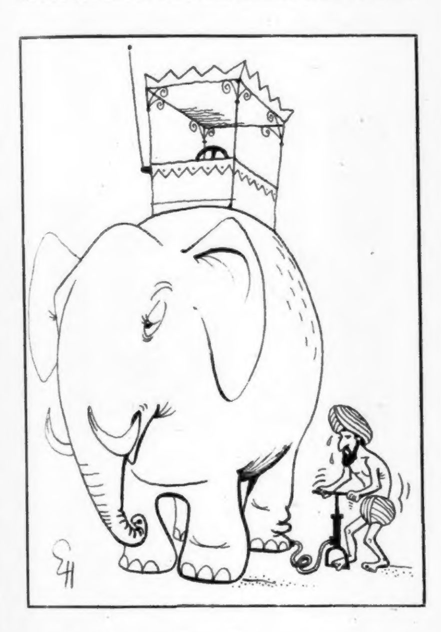
„Wenn Sie etwa damit sagen wollen, daß ich nicht zufällig in die Maschine geraten bin, in der Helen mitfliegt, haben Sie recht."

„Beabsichtigen Sie etwas Besonderes damit?"

„Natürlich! Ich wollte Helen wiedersehen! Ich bekomme meine Frau nämlich sehr selten zu sehen! Oder haben Sie etwas dagegen, Mister Johnson."

„Ja!" sagte Johnson leise und vergaß nicht für einen Augenblick die Rücksicht auf die schlafenden Passagiere. „Ich habe sehr viel dagegen, Herr Toller, und ich wollte sie herzlich bitten, Helen endlich in Ruhe zu lassen und frei zu geben..."

Georg blieb stocksteif in seinem Sessel liegen. Vor seinen geschlossenen Augen tanzten rote Kreise. Es hat gar keinen Zweck, redete er sich vernünftig zu, eine Prügelei in einem Flugzeug ist ekelhaft. Man muß nachher noch stundenlang nebeneinander hocken, keiner kann seiner



Wege gehn, während der andre auf dem Bauch liegenbleibt.

„Ich höre, Mister Johnson, Sie sind dagegen, daß ich meine Frau sehe. Mit welchem Recht sind Sie dagegen?"

„Mit gar keinem", gestand Johnson, „vorläufig mit gar keinem. Aber ich werde danach trachten, daß sich dieser Zustand bald ändert."

„Sie machen mich neugierig", spottete Georg.

„Ich möchte Helen Clausen — heiraten!"

Georg richtete sich langsam auf. „Jetzt wird's anscheinend ernst", sagte er. „Jetzt wird laut an meine Anständigkeit gepocht, und jetzt muß ich doch wohl klein beigeben. Oder sollte ich jetzt noch versuchen, Helen zu halten? Nein, Mister Johnson, diese große Chance ihres Lebens darf ich Helen nicht vermasseln! Das wäre ja unerträglich unanständig. Ich muß so anständig sein und sagen: Bitte Herr Johnson, nehmen Sie meine Frau!"

„Womit wir eigentlich dieses freundliche Gespräch beschließen könnten", sagte Johnson, „oder haben Sie noch eine Frage?"

„Ja! — Ich möchte gerne wissen, wann Helen erfahren hat, daß sie Frau Johnson werden kann. Das interessiert mich aus einem ganz bestimmten Grund."

„Sie weiß es bis zur Stunde noch nicht."

„Ach!" machte Georg überrascht.

„Wir haben noch nicht darüber gesprochen. Aber ich hoffe ... ich glaube, daß Helen..."

„Ich glaub's auch", sagte Georg und lehnte sich wieder zurück in seinen Sessel.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

Das
der(



im Herz

Die Geschichte eines Mannes, der seinen Tod überlebte von J

Jürgen Thorwalds Großvater, der Chirurg H. St. Hartmann (1828—1922), schildert heute im Rahmen seines Berichtes über die weltumspannende, abenteuerliche Geschichte der Chirurgie den dramatischen Augenblick, in dem ein Chirurg zum erstenmal das schlagende menschliche Herz in seinen Händen hielt. Bis zum Jahre 1896 glaubten die Ärzte in aller Welt, die Verletzung des Herzens durch Kugeln und Stichwaffen bringe unweigerlich und schicksalhaft den Tod. Diese Meinung ändert sich erst, nachdem der Frankfurter Chirurg Louis Rehn, ganz auf sich gestellt, die erste Herzoperation wagt. In den ersten Nachtstunden des 7. September 1896 flieht in den menschenleeren düsteren Anlagen der Frankfurter „Promenade" ein junger Mann vor seinen Mördern. Während er die Schritte der Verfolger immer dichter in seinem Rücken hört, während er um sein Leben rennt, ahnt er nicht, daß in dieser schaurigen, dunklen Stunde eines der größten Abenteuer der Chirurgie seinen Anfang nimmt.

Als Justus zum erstenmal die fremden Schritte im Dunkel hörte, stolperte er zwischen den schwarz aufragenden Büschen der „Nizza-Anlagen" daher . . . Er hielt an und horchte. Vom Main herauf klang kaum hörbar der Ruderschlag eines Bootes durch die Nacht. Der Wind ließ die Bäume und Sträucher der Frankfurter Uferpromenade leise rauschen. Aber es war, als hätte die Nacht die Schritte verschluckt.

Vielleicht ist sie mir nachgelaufen, dachte er mit der dumpfen Unsicherheit des halb Betrunkenen. Das Luder, dachte er. Und in seiner Benommenheit hallte noch ihre wütende, vor Zorn und Eifersucht fast erstickte Stimme, nach. Das Luder, dachte er von neuem, das Luder! Und er sah verschwommen Metas kreideweißes Gesicht unten im halbdunklen Gang hinter der Schifferkneipe, als er die enge Treppe von der Stube der anderen herunter gekommen war und sie ihm aufgelauert hatte. Er sah ihr Gesicht, ihre grünen Augen, ihre dicken Lippen, zwischen denen sie ihre Wut und Eifersucht und ihre Drohung hervorstieß: „Das büßt du! Ich bring dich um — ich bring dich um — ich bring dich um . . . !" Er hob unwillkürlich die Hand, während er

im Dunk
fläche,
ihr Ges
das Gr
den G
immer
Minuten
tes, da
unsiche
den er
ganger
hörte n

Aber
als er
zu höre
den Sc
ter den
zum er
sofern
daß je
Betrunk
hung:
Schlag
nicht m
Anlage
den le
ter, die
in ihre
da irge

Das Jahrhundert der Chirurgen (XXVII)



...rzen

...berlebte von Jürgen Thorwald

...remden
...berte er
...genden
...n" da-
...m Main
...rschlag
...r Wind
... Frank-
...n. Aber
... Schritte

... dachte
...es halb
... Und in
...h ihre
... fast er-
...achte er
...ah ver-
... Gesicht
...ter der
...ppe von
...kommen
.... Er sah
...e dicken
...Wut und
...vorstieß:
... — ich
...m ... !"
...rend er

im Dunkel dastand und lauschte. Die Handfläche, mit der er ihr Gesicht getroffen und ihr Geschrei erstickt hatte, so daß nur noch das Gröhlen der Schiffer aus der Kneipe den Gang erfüllte, brannte. Sie brannte immer noch, obwohl er die Kneipe vor zehn Minuten verlassen hatte. Luder, verdammtes, dachte er noch einmal und drehte sich unsicher um und spähte den Weg entlang, den er durch die Untermain-Anlagen gegangen war. Aber er sah niemand, und er hörte niemand. Da stolperte er weiter ...

Aber er hatte kaum zehn Schritte getan, als er von neuem glaubte, fremde Schritte zu hören. Er hielt an, und auch die fremden Schritte hielten an, und irgendwo hinter den Büschen scharrte ein Fuß. Er spürte zum erstenmal so etwas wie Angst, oder, sofern es nicht Angst war, den Verdacht, daß jemand ihn verfolgte. Die Schleier der Betrunkenheit hoben sich und Metas Drohung: „Ich bring dich um!", die unter dem Schlag seiner Hand erstickt war, ließ ihn nicht mehr los. Es war 12 Uhr vorbei. Die Anlagen der Promenade waren seit Stunden leer, verlassen und tot. Die Frankfurter, die hier am Tage promenierten, lagen in ihren Betten. Aber vielleicht verbarg sich da irgendwo ein Liebespaar, das auf seine

Schritte horchte wie auf die Schritte eines Schutzmannes . . .

Er raffte sich auf und ging, Schritt für Schritt, und horchte zwischen jedem Schritt. Zehn oder zwölf Schritte lang kam kein Laut aus dem Dunkel ringsum. Er ließ die Arme, die er wie zur Abwehr unbewußt gehoben hatte, sinken. Unsinn, dachte er, ein Liebespaar, nichts weiter, ein Liebespaar, das Angst vor mir hat. So ein Unsinn, dachte er, laß ich mir von dem Luder Angst machen. Morgen ist sie froh, wenn ich zu ihr 'raufsteige und leckt mir die Hand. Er lauschte noch einmal in die Nacht. Dann schob er die Hände in die Taschen und nahm seinen Gang wieder auf . . .

Aber er kam nur wenige Schritte weit. Dann blieb er wie angewurzelt stehen. Diesmal hatte er jemand laufen gehört, jemand, der es vermied, die Promenade selbst zu betreten, sondern sich sorgfältig an die Rasenstücke hielt, um nicht laut zu sein. Aber er hatte das Laufen gehört . . . War das ein Liebespaar? Nein, das war kein Liebespaar. Nein, jemand war hinter ihm her. Jemand versuchte, ihn einzuholen. Er spürte eine Trockenheit in der Kehle, und der Schleier der Trunkenheit schwand noch mehr. „He", brachte er heiser heraus, „wer ist da? He . . . ?"

Aber wieder hatte die Nacht jeden Laut verschluckt. Er nahm die Fäuste von neuem hoch. Er starrte ins Dunkel. Aber er sah nichts, außer den Bäumen, ein paar Büschen und einer leeren Promenadenbank. „Heda", wiederholte er, während ein Frösteln seinen Rücken entlangglitt. „Wer will da was . . . ?" und lauter und heiserer: „Wer will da was . . . ?"

Schweigen war die Antwort. Aber irgendwo in den Büschen raschelte es. „Meta", grollte er, und der letzte Rest von Trunkenheit fiel von ihm ab. „Meta . . . " In seinen Ohren summte wieder ihr: „Ich bring dich um! Aber was rief er ihren Namen! Wenn sie die Drohung wahrmachte, dann kam sie nicht selbst, dann schickte sie jemand von den Schifferkerlen, die ihr nachliefen und aus ihrer Hand fraßen. „Heda", wiederholte er, und das Frösteln in seinem Rücken verstärkte sich. „Heda!" Er hatte nichts bei sich außer seinen Fäusten. Nichts. Nicht mal ein Messer. „Heda!"

Schweigen — und dann wieder ein Geräusch, das Geräusch eines Männerschuhs, der den Rasen nicht ganz erreichte und sich an der Kiesdecke rieb, ein Geräusch, ganz nah.

„Heda . . . " Seine Kehle schien wie zugeschnürt. Er fühlte Schweiß auf der Stirn und im Gesicht. „Komm heraus, wenn du was willst . . . Komm heraus . . . !" Er drehte sich schnell nach allen Seiten und hielt dann an, das Gesicht in die Richtung gewandt, aus der er das letzte Geräusch gehört zu haben glaubte. Sein Gehirn, eben aus der

Louis Rehn *(1849—1930), Professor und Chef der chirurgischen Abteilung des Städtischen Krankenhauses in Frankfurt/Main, vollführte am 9. September 1896 zum erstenmal die Naht einer Wunde im lebenden Herzen. Er wurde zum Begründer der Herzchirurgie*

Trunkenheit herausgerissen, arbeitete fieberhaft. Er durfte nicht weitergehen. Er mußte versuchen, auf dem schnellsten Weg in die Straßen der Stadt zu kommen. Wenn er fünfzig Meter zurücklief . . .

Die Kiesdecke knirschte von neuem, diesmal noch näher unter einem schweren Schritt. Aber ihm war, als geschähe es in seinem Rücken, nicht da, wo er den letzten Tritt gehört hatte. Er fuhr herum, während Eiseskälte ihn durchfuhr. Wieder war es still. Es sind zwei, dachte er, es müssen zwei sein. „He", brachte er noch einmal heraus, seiner Stimme kaum noch mächtig. „Ihr Feiglinge . . . kommt heraus, wenn ihr was wollt, kommt . . . kommt . . . !"

Aber nichts rührte sich. Die Drohung, die in der Stille lag, schlich an ihn heran. Sie klebte an ihm, lähmend, unerträglich. Der Entschluß überkam ihn ganz plötzlich. Er begann zu laufen.

Er lief zurück.

Zuerst hörte er nur seine eigenen, hastenden Schritte. Aber dann begann das Trappeln der fremden Schritte in der Nacht, und es waren die Schritte mehrerer Männer. Es blieb gar kein Zweifel mehr, daß zwei hinter ihm her waren, ganz dicht hinter ihm. Er versuchte schneller zu laufen . . . Aber die Männer hinter ihm waren noch schneller. Ihre Schritte kamen näher. Er hörte ihren Atem.

Er begriff, es hatte keinen Sinn, er entkam ihnen nicht. Er warf sich mit einem neuen, plötzlichen Entschluß zur Seite und hielt im Lauf an, um sie an sich vorbeizulassen, sie von der Seite anzufallen.

Aber er stolperte und taumelte, und als er sich aufraffte, sah er nur noch eine große schattenhafte Gestalt vor sich. Und es war zu spät, noch irgend etwas zu tun. Er sah ein Messer blinken und war wie gelähmt. Er fühlte einen Schlag vor die Brust. Er stürzte. Es war ihm, als stürze er tiefer und tiefer. Irgendwo an seinem Körper fühlte er zupackende Hände. Sie durchwühlten seine Taschen. Er hörte noch einmal Schritte, aber ganz fern. Sie gingen in ein Brausen über, das seine Ohren und seinen Kopf erfüllte. Er glaubte zu ersticken. Dann schwand der letzte Rest dessen, was noch an Bewußtsein in ihm war . . .

*

In der Frankfurter Polizeiwache, die den Untermain-Anlagen am nächsten lag, zeigte die Uhr wenige Minuten nach 3 Uhr nachts und der Kalender den 7. September 1896, als ein aufgeregter und verwirrter Nachtschwärmer die Tür der Wachstube öffnete und den wachhabenden Beamten aus seinem Halbschlummer riß.

„Bitte, sehen Sie nach", stammelte er bleich und voller Angst. „Im ‚Nizza' kriecht jemand herum. Er stöhnt und jammert um Hilfe . . . "

„Kriecht?" fragte der Beamte schlaftrunken, „beruhigen Sie sich erst einmal, was heißt das: Kriecht . . . ?"

Der Nachtschwärmer wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Ja", atmete er, „es kriecht jemand. Ich war auf dem Nachhauseweg über die Promenade. Wir hatten ein Fest. Ich war auf dem Nachhauseweg . . . "

„Ja, ja", sagte der Beamte.

„Ich ging über die Promenade, als ich plötzlich etwas Dunkles auf dem Boden sah. Es lag nicht weit vor mir. Es lag da quer auf der Bahn und bewegte sich nicht. Ich erschrak. Aber dann dachte ich, es wäre ein Betrunkener, der sich verirrt hätte. Ich ging näher . . . Aber da richtete sich der Mann — es war ein Mann — halb auf. Er kroch auf allen Vieren und stöhnte. Dann richtete er sich weiter auf und torkelte ein paar Schritte vorwärts und fiel wieder nach vorne auf den Boden . . . "

„Also ein Betrunkener", sagte der Beamte.

„Nein", murmelte der Fremde. „Nein . . . Ich kenne Betrunkene . . . Es ist kein Betrunkener. Er kroch auf allen Vieren weiter und stöhnte und ich verstand das Wort: Hilfe! Aber nur ganz leise."

„Und warum sind Sie nicht hin und haben geholfen?"

Der Fremde wischte immer noch seine schweißnasse Stirn. „Ich weiß nicht", atmete er, „mir wurde plötzlich so unheimlich . . . Ich hatte Angst . . . Ja, ich habe Angst, irgend etwas ist dort geschehen. Das ist kein Betrunkener . . . Es ist unheimlich . . . Ich bin einfach hergelaufen . . . "

„Na, schön", der Beamte stand auf und weckte einen zweiten.

„Aber Sie finden den Weg?"

„Ja, den Weg finde ich."

Sie traten zu dritt in die Nacht hinaus. Sie gingen schweigend zu dem Teil der Promenadenanlagen hinüber, der die Bezeichnung „Nizza" trug und bei der Untermain-Brücke seinen Anfang nahm.

Als sie die Anlagen betraten, blieb der Führer stehen. Er blickte im Dunkel umher. Dann mumelte er: „Dort muß es gewesen

sein." Die Beamten öffneten ihre Blendlampen. Aber der Platz, den der Führer zeigte, war leer. Die Beamten sahen sich mißtrauisch um. Dann leuchteten sie in das Gesicht des Fremden. Es war weiß und ratlos. „Er war aber hier." flüsterte er. „Es war hier."

Die Beamten knieten nieder.

„Er hat recht", sagte endlich der eine. „Hier ist jemand gekrochen."

„Er ist weitergekrochen", flüsterte der Fremde und das Gefühl der Unheimlichkeit erstickte fast seine Stimme, obwohl die Beamten neben ihm knieten.

Sie folgten der Spur. Sie führte seitlich zu einer Bank. Als der Schein der Lichter hinter die Bank fiel, sahen sie einen Mann auf der Seite liegen. Er atmete röchelnd. Sie knieten von neuem nieder und wälzten ihn auf den Rücken. Er stöhnte auf. Sein noch junges Gesicht war völlig blutleer und mit Schweiß bedeckt, sein Mund, wie im verzweifelten Ringen nach Atemluft weit geöffnet, die linke Hand auf die Brust oberhalb der Herzgegend gepreßt. Sein Blick wirkte wie der Blick eines Wahnsinnigen, von furchtbarer Angst gehetzt ...

„Was ist mit Ihnen geschehen?" fragte der eine der Beamten.

Aber der Mann röchelte nur, und das Weiß seiner Augen leuchtete wie bei einem Sterbenden. „Was ist mit Ihnen geschehen?" wiederholte der Beamte. Aber er erhielt wieder keine Antwort. Da griff er nach der Hand, die auf die Brust gepreßt war. Er mußte Gewalt anwenden, um sie von der Brust zu lösen. Als es ihm aber gelang, stieß er einen kurzen Laut aus. Die Hand war blutig. In der Jacke befand sich eine kleine blutbefleckte Öffnung. Das Hemd war mit Blut durchtränkt.

„Ein Messerstich", murmelte der Beamte und richtete sich auf. „Lauf ", sagte er, zu dem zweiten gewandt, „besorge den Wagen, damit er ins Krankenhaus kommt. Lauf ... um Himmels willen lauf!"

Der andere nickte, und man hörte seine eiligen Schritte in der Nacht. Der erste kniete von neuem. Er sah, daß die Blutung zum Stehen gekommen war. Aber er hatte Erfahrung genug, um zu wissen, daß sich in der verletzten Brust Dinge vollziehen konnten, die man von außen nicht sah. Doch er war kein Arzt. Er war Polizist. Wenn er in die starren Augen des Röchelnden sah, rechnete er für jeden Augenblick mit dem Tod — ohne Aussage, ohne Anhaltspunkt über das, was hier geschehen war.

Er versuchte noch einmal zu fragen: „Hat man Sie überfallen? Wer hat Sie überfallen? Haben Sie einen Streit gehabt? Wie heißen Sie? Wo wohnen Sie?"

Aber er bekam keine Antwort, obwohl der Röchelnde sich verzweifelt bemühte, irgend etwas zu sagen. Nur seinen Namen brachte er flüsternd heraus. „Justus?" wiederholte der Beamte. „Wilhelm Justus!" Er hielt sein Ohr dicht an die Lippen des Röchelnden gepreßt. „Wilhelm Justus ... Gärtner ... 22 Jahre alt ... "

Siegel, einer der Hilfsärzte der chirurgischen Abteilung des Frankfurter Städtischen Krankenhauses, stand leicht gebeugt neben dem Untersuchungstisch, auf dem der Verwundete lag. Es war 3 Uhr 35 nachts.

Justus war bewußtlos. Er rang ununterbrochen nach Atem. Sein Körper war gelblich weiß. Seine Nasenflügel bebten. Seine Lippen waren qualvoll verzerrt. Siegel hielt die Untersuchungssonde in der Hand. Er selbst war sehr blaß und in seinen Augen war ein Ausdruck hilfloser Vorahnung.

„Das Herz?" flüsterte der erste Polizeibeamte fragend.

Siegel blickte auf die eineinhalb Zentimeter lange Einstichwunde herab, die im vierten linken Intercostalraum, drei Finger breit vom Sternalrand, klaffte, und dann auf das Küchenmesser, das der Beamte in der Hand hielt. „Sie sagten", murmelte er, „daß das Messer dreihundert Meter von der Stelle lag, an der Sie den Verwundeten fanden .... ?"

„Ja. An der Stelle, an der das Messer lag, hat sich der Überfall wahrscheinlich abgespielt. Von da muß er sich dreihundert Meter weit geschleppt haben, um Hilfe zu finden. Ich kann mir nicht denken, daß sein Herz so lange ausgehalten hätte, wenn das Messer bis zum Herz eingedrungen wäre."

Siegel warf ihm einen müden Blick zu. „Das besagt leider gar nichts", sagte er, „die Herztöne sind rein, aber der Puls ist kaum noch zu fühlen und setzt immer wieder aus. Die Herzdämpfung ist nach rechts verbreitert. Leider kann kein Mensch ins Herz hineinsehen. Ich kann nur versuchen, die Richtung der Stichwunde festzustellen." Er schob die Sonde langsam in die klaffende, schmale Wunde hinein. Eine tiefe, lähmende Stille erfüllte den Raum, während er sich durch den Stichkanal vortastete. Nur das Röcheln wurde lauter und lauter.

Die Sonde verschwand Millimeter um Millimeter im unbekannten Dunkel der Brust. Millimeter um Millimeter folgte sie dem Weg, den das Messer genommen hatte.

Die Augen des Arztes, der Schwester, der Beamten, folgten ihrem Weg ... Und sie brauchten nicht bis zum Ende warten. Die Sonde zielte genau dorthin, wo das Herz sich befand ...

Siegel richtete sich auf. „Das ist kein sicherer Beweis", sagte er. „Es kann sich um eine Verletzung einer der großen Arterien handeln. Aber das andere ist wahrscheinlicher ..."

„Keine Hoffnung ... ", sagte der Beamte.

Siegel schüttelte den Kopf. Ihm war, als hörte er die Worte des so gewaltigen Billroth in Wien, dem es, weiß Gott, nie an Wagemut gefehlt hatte. Ihm war, als hörte er diese Worte, die er so gut wie jeder andere Chirurg kannte: „Der Chirurg, der jemals versuchen würde, eine Wunde des Herzens zu nähen, kann sicher sein, daß er die Achtung seiner Kollegen für immer verlöre ... " Da waren die Grenzen. Am schlagenden Zentrum des Lebens waren die

sicheren Grenzen, über die es nie ein Hinwegschreiten geben würde. Siegel war kein Pionier, kein Genie, kein Stürmer, aber er war ein fleißiger, gewissenhafter Mann, der den Entwicklungsstand der chirurgischen Arbeit kannte und beherrschte. Ihm war kein Fall bekannt, in dem jemals der Lehrsatz widerlegt worden wäre, den schon Aristoteles und Ovid aufgezeichnet hatten: daß Wunden des Herzens tödlich waren und tödlich blieben, bis ans Ende aller Tage...

„Er wird sich, menschlichem Ermessen nach, innerlich verbluten", sagte er.

„Besteht Aussicht, daß er noch einmal zu Bewußtsein kommt?"

„Kaum", sagte Siegel. „Auf jeden Fall nicht so weit, daß er vernehmungsfähig würde..."

„Sie würden uns trotzdem unterrichten?", sagte der Beamte unsicher. „Für den Fall... Ich sehe keine Möglichkeit, den Mordanschlag aufzuklären, ohne von ihm selbst zu hören..."

„Natürlich", sagte Siegel.

Das qualvolle Röcheln erfüllte den strahlend hellen, fast zu hellen Raum. Siegel wandte sich der Schwester zu. „Sorgen Sie für die Nachtwache, Eisblase und Kampfer. Mehr ist nicht zu tun."

Er sah, daß die Beamten immer noch warteten.

„Sie sagten", fragte der erste, und angesichts des Röchelns versank seine Stimme fast zu einem Flüstern, „der Herr Professor sei verreist..."

„Ja", sagte Siegel ungeduldig. „Herr Professor Rehn befindet sich auf Reisen."

„Wann wird, bitte, der Herr Professor zurückerwartet?"

Siegels Ungeduld verstärkte sich. Er war übermüdet. Er war erschöpft. „Übermorgen", sagte er und das: Warum diese Frage? lag ihm auf der Zunge.

Doch die Frage nach dem Warum war überflüssig. Siegel wußte schließlich die Antwort. Wer wußte nicht, daß man in Frankfurt bereit war, auch Wunder vom Chef der chirurgischen Abteilung zu erwarten, seit dieser sich vom Waisenkind, vom kleinen Chirurgen in Griesheim und Rödelheim, vom Mitinhaber einer kleinen Privatklinik zum Chef der chirurgischen Abteilung des neuen Krankenhauses heraufgearbeitet und diese Abteilung von einem altmodisch überholten Nichts von 16 Betten in schwerem und manchmal erbittertem Kampf mit der Verwaltung, nur unterstützt durch Adickes, dem Oberbürgermeister, zu der Anstalt gemacht hatte, die sie jetzt war. Das hatte er geschafft, ohne jemals Schüler einer der großen führenden Chirurgen gewesen zu sein, nur aus sich selbst, aus Begeisterung für die Sache, aus Wagemut, aus unerschöpflichem Erfindergeist, aus überströmender Phantasie — alles in allem ein Selfmademann, Louis Rehn, kaum siebenundvierzig Jahre alt, und doch schon ein weitbekannter Pionier überall da, wo noch das Neuland der Chirurgie sich ausbreitete, einer der ersten Operateure am menschlichen Kropf, am Blinddarm, an Gehirngeschwülsten, an der für inoperabel geltenden Speiseröhre, der Entdecker der Blasengeschwülste bei Anilinarbeitern...

„Übermorgen", wiederholte Siegel, müde und gereizt. Er fühlte, daß in der Frage des Polizisten nach Professor Rehn eine Geringschätzung ihm selbst und seinem Können gegenüber lag. Vielleicht glaubte der beschränkte Narr, Rehn könne auch Herzen ausschneiden und einsetzen, so wie es gerade kam. „Gute Nacht", sagte er kurz.

Die Beamten warfen noch einen Blick auf den Verwundeten. Dann murmelten sie „Gute Nacht..." Es war 3 Uhr 52 — früh.

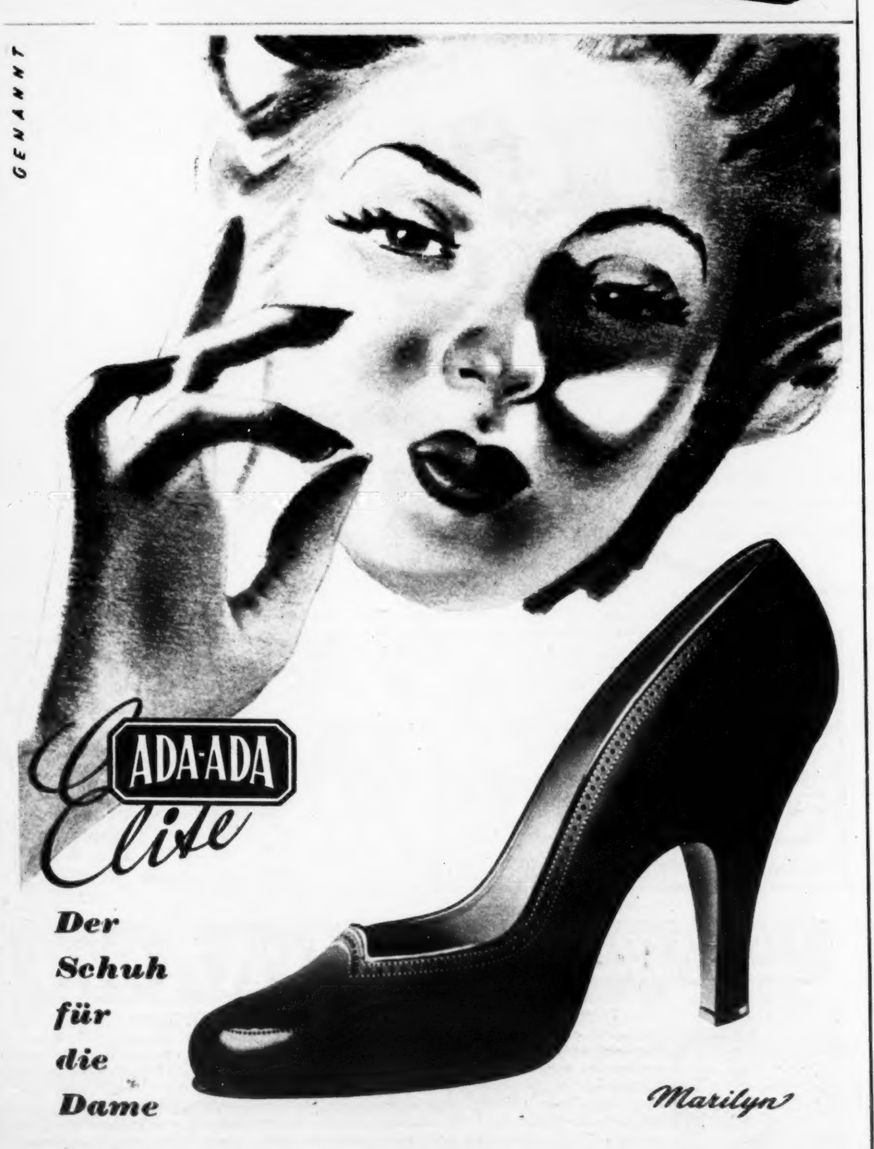
„Er lebt noch...?"

Rehns klare und feste Stimme nahm den sprungbereiten, metallenen Ton an, der seinen Hilfsärzten aus den Stunden vertraut war, in denen ihn irgendein Fall, ein neues Problem, eine neue Möglichkeit angesprochen hatte. Er hob den bis dahin gesenkten Kopf mit der breiten Stirne unter dem vollen Haar, den klaren, unternehmungslustigen Augen unter den schweren Stirnbögen, der festen Nase, dem bärtigen Mund...

Siegel unterbrach unwillkürlich seinen Vortrag über die Geschehnisse während Rehns Abwesenheit. „Aber er liegt in den letzten Zügen...", sagte er. „Nachdem gestern, am 8., eine vorübergehende Besserung eintrat, geht es heute rapide dem Ende zu... Der Puls setzt immer häufiger aus. Die Herzdämpfung hat nach rechts noch stärker zugenommen und geht nach links in eine Dämpfungsgrenze über, die sich nach oben bis zur Achselhöhle fortsetzt. Die Brusthöhle füllt sich seit heute nachmittag in wachsender Schnelligkeit mit Blut... Es ist ein Wunder, daß es überhaupt so lange gedauert hat. Es kann sich eigentlich nur noch um viertel oder halbe Stunden handeln."

„Wo liegt der Mann...?" Rehn erhob sich. Sein leichter Reisemantel lag noch





neben dem Schreibtisch auf einem Stuhl, so wie er ihn bei seiner Ankunft abgelegt hatte. Die Schwester hatte, wie immer, den Kalender und die Uhr in Griffweite gestellt. Der Kalender zeigte den 9. September. Die Uhr fünf Minuten nach sieben Uhr abends. „Neben dem Verbandsraum ...", sagte Siegel, „ich habe ihn als Sterbenden alleine gelegt ..."

Rehn ging bereits voraus. Er trat aus dem Chefzimmer auf den Gang und bog nach links in den langen Hauptkorridor des Erdgeschosses ein, der zum Operationssaal führte. Gleich links lag der Verbandsraum, daneben eines der Zweibettzimmer. Rehn hielt in seinem kurzen, schnellen Schritt an und trat ein. Es dunkelte schon, und von einem der Betten herüber klang gespenstig der fliegende, gegen das Ersticken kämpfende Atem des Sterbenden durch die Dämmerung. Eine Schwester erhob sich schreckhaft und machte Licht ...

Rehn trat an das Bett.

Er sah in ein Gesicht, das in der Tat vom Tode gezeichnet war, blutleer und verfallen ... Er beugte sich herab. Er tastete nach dem schweißnassen Handgelenk. Er fühlte nur noch hier und da, ganz fern, ganz leise, wie flatternd einen Herzschlag. Er sah das Nasenflügelatmen. Er fand die ganze linke Brusthälfte gedämpft, ohne Beteiligung an der ersterbenden Atmung, die Lunge offenbar von innerer Blutung zusammengepreßt, die Stichwunde, nicht blutend, blaß, pulsierend.

Seine Vorstellungskraft ließ ihn mit Blitzesschnelle zwar nicht sehen, wohl aber ahnen, was sich in der Tiefe der Brust vollzogen hatte oder eben vollzog. Das Messer hatte den Herzbeutel, in dessen schützender Hülle das Herz mit seinen Kammern schlug, erreicht und durchstoßen. Dann hatte seine Spitze die Wand einer der Herzkammern selbst, wahrscheinlich nur leicht, geöffnet — auf jeden Fall aber weit genug, um mit jedem Schlag eine gewisse Menge Blut in den Herzbeutel austreten zu lassen. Der Herzbeutel hatte sich mit Blut gefüllt ... Das war der übliche Verlauf bei Herzwunden. Wer wußte das nicht aus vielfacher Erfahrung, aus Leichenöffnungen gleich nach dem Tode? Das Blut füllte den Herzbeutel, es staute sich, es preßte das Herz immer mehr zusammen, bis ihm kein Raum mehr blieb, bis sein Muskel erlahmte. Aber in diesem Fall mußte es anders sein. Wahrscheinlich war die Wunde im Herzbeutel groß genug, um das Blut aus dem Beutel in den freien Brustraum austreten zu lassen. Die schnelle mörderische Kompression des Herzens war vermieden. Das Herz konnte weiterpumpen bis zum letzten Tropfen Blut. Es konnte das Blut in die Brusthöhle pressen und die Lunge einengen — bis zum Tod durch inneres Verbluten und Ersticken zugleich ...

War es so? Rehn glaubte, daß es so war. Er wußte es nicht. Aber er glaubte es. Doch was half es — es bedeutete so oder so den Tod. Auf diese oder jene Weise ... o d e r n i c h t? Rehn wußte später genauso wenig wie zahllose Entdecker und Chirurgen vor ihm, weshalb ihn gerade in dieser Sekunde die trotzige, gegen bestehende Lehren und Meinungen aufbegehrende, den Tod herausfordernde Frage: „Oder nicht?" überfiel und sich in ihm festsetzte, wie in jenen Fällen, in denen er früher schon gegen feste Lehrmeinungen aufgetreten war und den Schritt ins Unbekannte gewagt hatte. Nein, er wußte es nicht. Aber das „Oder nicht?" war da. Es bestürmte ihn. War die Geschichte der Chirurgie nicht eine Geschichte von überwundenen Irrtümern? Weshalb sollten nicht diejenigen irren, die seit zweitausend Jahren und mehr behaupteten, Herzwunden seien tödlich, eine Berührung des Herzens mit dem Messer oder auch nur der nähenden Nadel lähme das Zentrum des Lebens? Weshalb sollten sie nicht irren? Weshalb nicht?

Vor langer Zeit, im Jahre 1810, so erinnerte er sich wie im Flug, hatte Larrey, der Chirurg Napoleons, einem Selbstmörder, der sich ein Messer ins Herz gestoßen hatte, bei vollem Bewußtsein die Brusthöhle geöffnet. In der richtigen Erkenntnis, daß das verletzte Herz sich in dem Herzbeutel entleerte und sich dadurch selbst unter einen langsam wachsenden, zermürbenden Druck setzte, hatte Larrey den Herzbeutel mit einem Troicart angestochen und ihn wie eine wassersüchtige Anschwellung entleert. Er hatte dem Verletzten aber nur vorübergehende Erleichterung bringen können. Die, wenn auch nur winzige, Herzwunde blieb offen. Der Herzbeutel füllte sich erneut und vereiterte angesichts des Fehlens jeder Asepsis bei der Operation. Der Kranke starb, wie Larrey meinte, an den Folgen einer Gemütsaffektion oder einem Diätfehler. Larrey war selbstverständlich gescheitert. Aber in seinem Bericht befand sich irgendwo der Satz, er habe die Herzspitze mit dem in den Herzbeutel ein-



Kaiserin Elisabeth *von Österreich, die Gattin Kaiser Franz Josephs, wurde am zehnten September 1898, fast genau zwei Jahre nach Louis Rehns erster Herznaht, in Genf durch einen Stich ins Herz ermordet. Es war kein Chirurg zur Stelle, der ihr helfen konnte*

geführten Finger gefühlt. Sprach das nicht gegen die Theorie von der tödlichen Wirkung einer Berührung des Herzens? Im Jahre 1872 — so erinnerte Rehn sich weiter — hatte der Londoner Chirurg Callender in der Brust eines Zinngießers, der in einem Bordell einen Streit ausgefochten hatte, eine Nadel entdeckt, die der Zinngießer vor dem Streit in seinen Mantel gesteckt hatte. Ein Faustschlag hatte sie wahrscheinlich in die Brust gestoßen, und zwar bis in den Herzmuskel. Genaueres stellte Callender nicht fest. Er stieß schon nach einem oberflächlichen Schnitt auf das Öhr der Nadel, die sich mit jedem Herzschlag bewegte. Er zog die Nadel heraus und das Herz blieb intakt. Sprach nicht auch das gegen Lehrmeinungen und Vorurteile?

Allerdings, Rehn wußte niemand zu nennen, der vor ihm gewagt hätte, am lebenden Menschen einer Herzwunde wirklich auf den Grund zu gehen und sie — welch schwindelnder Gedanke — durch eine Naht zu schließen, bevor der letzte Blutstropfen aus den Gefäßen und Herzkammern herausgepreßt und der Tod unwiderruflich war. Aber was bedeutete das schon? Alles wurde einmal zuerst getan, zuerst gewagt!*)

* Louis Rehn wußte zu diesem Zeitpunkt nicht, daß am 4. September 1895 der norwegische Chirurg Cappelen in Christiania an einem 24jährigen jungen Mann mit einem Messerstich im Herzen den Versuch gemacht hatte, die Wunde im linken Herzventrikel zu nähen. Der Patient war nach zweieinhalb Tagen gestorben. Rehn hatte auch keine Kenntnis von dem italienischen Chirurgen Guido Farina, der im März 1896 eine durch Dolchstoß verursachte Wunde im Herzen eines dreißigjährigen Mannes durch Seidenligaturen genäht hatte. Auch dieser Patient starb nach fünf Tagen. Die Berichte über diese Fälle wurden erst durch Rehns erfolgreiches Handeln hervorgerufen bzw. beachtet. Dies galt auch für eine chirurgische Tat, die noch am ehesten geeignet gewesen wäre, Prioritätsansprüche gegenüber Rehn geltend zu machen. Am 10. Juli 1893 hatte der amerikanische Chirurg Danial William Hale im Provident-Hospital in Chikago das durch Messerstich verletzte Herz eines 24jährigen Eilbotenburschen nach Öffnung der Brust freigelegt. Er fand Herzbeutel und Herz verletzt, jedoch so geringfügig, daß keine Blutung stattfand. Die Blutung erfolgte aus der Arteria mammaria, die ebenfalls durchstoßen war. Er unterband diese Arterie und vernähte die Wunde des Herzbeutels — nicht des Herzens, die zu geringfügig war. Sein Patient, James Cornish, genas. Da Hale keine Herznaht durchgeführt hatte, bedeutete seine Leistung keinen Vorgriff vor Louis Rehn. Trotzdem wäre seine Tat sicher, wie sooft in der Geschichte der Medizin, zum Anlaß für einen internationalen Prioritätsstreit geworden, wenn Hale ein weißer Amerikaner gewesen wäre. Er war jedoch Schwarz. Er war einer der wenigen Negerchirurgen, die sich damals zu Rang und Bedeutung durchgerungen hatten.

Herznaht! Verwegener Gedanke! Daß ihn in dieser Sekunde angesichts der eigenen Idee schwindelte, daran erinnerte er sich später genau. Das unerschöpfliche Gedächtnis half ihm, wie ein Kärrner, der die Steine für einen neuen Bau herbeischleppt. Er erinnert sich an einen Bericht eines Mannes, namens Block, den er vor vielen Jahren 1882 oder 1883 — gelesen hat. Hat Block nicht die Brust lebender Kaninchen geöffnet, ihren Herzen Verletzungen beigefügt und die Wunden genäht, ohne daß die Tiere starben? Und der Kärrner Gedächtnis schleppt ihm noch weitere Bausteine herbei: Elfter internationaler medizinischer Kongreß in Rom 1895! Im vergangenen Jahr. Ein Italiener, namens del Vecchio, führt Hunde vor, bei denen er Herzwunden genäht hat. Die Tiere leben . . .

Siegel und der zweite Hilfsarzt blicken schweigend auf Rehn herab, der über das Bett des Verröchelnden gebeugt dasitzt, ohne sich zu rühren, wie abwesend. Sie wissen nicht, was in ihm vorgeht. Sie ahnen es in diesem Fall nicht einmal. Sie leben in der klaren Welt der Lehrgebäude und der Grenzen, die im Falle der Herzwunde für unüberschreitbar gelten. Sie ahnen nicht, daß Rehn in der gleichen Sekunde in Gedanken schon jenseits der Grenzen ist und nur noch mit letzten Zweifeln kämpft. Seine Phantasie, seine glühende Phantasie versucht, sich auszumalen, wie man ein schlagendes Herz fassen, wie man eine Nadel überhaupt durch die ruhelose, keinen Augenblick unbewegliche Herzwand stoßen kann, um eine Wunde in dieser Herzwand zu nähen. Wie, wenn man die Sekundenbruchteile nutzt, die sich vielleicht zwischen den einzelnen Herzschlägen ergeben? Aber um das vorauszusehen, reicht die Phantasie nicht. Dazu muß man sehen, fühlen. Dazu muß man einmal die Grenze zum Versuch auf Leben und Tod überschreiten und das lebende Herz vor den eigenen Augen und unter den eigenen Händen haben . . .

Rehn hört das Röcheln. Er sieht die flatternden, kreideweißen Nasenflügel. Tod oder Leben? O Gott, als ob es noch eine Wahl gäbe. Der Tod ist ohnedies sicher, so oder so. Nur das Leben könnte noch einmal auf die Waage geworfen werden. Er atmet tief. Er richtet sich auf. Er blickt ringsum. Er sieht die fragenden Gesichter. Oh, unabsehbarer Gedanke, wenn es gelänge . . .

„Transportieren Sie ihn in den Operationssaal", sagt er, und dann: „Ich will die Blutstillung versuchen!" Mehr nicht. Er verläßt mit seinen schnellen Schritten das Zimmer.

Die Schwestern und die Hilfsärzte starren auf seinen Rücken. Sie begreifen nicht. Aber sie haben schon häufig nicht begriffen. Erst langsam lösen sie sich aus der Erstarrung.

*

Die Uhr zeigt 7 Uhr 27, als Rehn den ersten Schnitt tut. Er horcht noch einmal auf den Atem. Es scheint unglaublich, unvorstellbar — diese zerquälte Hülle eines seit Tagen bewußtlosen Menschen atmet immer noch, erträgt sogar die Narkose. Noch während Rehn die Haut im vierten linken Intercostalraum durch einen vierzehn Zentimeter langen Schnitt öffnet, sieht er den Tod vor sich, der jede Sekunde das Herz lähmen kann, jenes Herz, das l e b e n d zu sehen das Ziel seines Abenteuers ist. Aber dann verschwindet das Bild des Todes. Er sieht nichts anderes mehr als das Spiel seiner Hände, der Instrumente und die Höhle der Brust, die sich vor ihm öffnet.

Er durchschneidet die fünfte Rippe einwärts der Mamillarlinie und biegt sie in ihrem Sternalansatz nach innen um. Im gleichen Augenblick quillt ihm dunkel gefärbtes Blut entgegen. Rehn führt den Finger durch die Stichwunde in die Brusthöhle ein und stößt direkt auf den Herzbeutel. Er hat recht gehabt. Die Brusthöhle ist mit Blut angefüllt. Er durchtrennt das Brustfell. Er öffnet es weit, und das angestaute Blut fließt hervor und überschwemmt die äußere Brust. Die Assistenten haben Mühe, seiner Herr zu werden. Währenddessen dringt die Außenluft in die Brusthöhle ein. Die Lunge sinkt zusammen. Rehn gibt dem narkotisierenden Assistenten einen Wink, die Narkose auszusetzen. Noch einmal überfällt ihn für Sekunden die beinahe unerträglich spannungsvolle Frage: Ist trotz allem, was eben geschehen ist, das Leben, das unter seinen Händen bebt, noch widerstandsfähig genug?

Der Herzbeutel liegt gut sichtbar vor ihm. Rehn sieht deutlich die Wunde, die das Messer in den Herzbeutel gerissen hat. Stoßweise quillt dunkles Blut daraus hervor. Rehn versucht, den Herzbeutel mit Klemmzangen zu fassen, an die Außenwunde emporzuziehen und damit das Herz in nächste Reichweite zu bringen. Aber die Zangen fassen nicht. Der Herzbeutel reißt mehrfach ein. Rehn schneidet weiter in den Herzbeutel ein. Dann erst gelingt es ihm, die Herzbeutelwunde an die Außenwunde





zu fixieren, und sein Blick fällt frei auf das mit verzweifelter Kraft pochende, sich stetig weitende und verengende Herz. Das Herz pocht in dem Blut — und den Blutgerinseln, die den Grund des Herzbeutels ausfüllen. Rehn beugt sich tief herab. Seine Augen umfassen das lebende — ja das lebende Herz. Und schon erkennen sie auch die Wunde, die das Messer im Herzen selbst verursacht hat.

Sie erblicken diese Wunde in einem Augenblick, in dem das Herz sich erweitert. Sie befindet sich in der Mitte der Wand der rechten Herzkammer. Die Wunde ist eineinhalb Zentimeter groß. Aus ihr entleert sich ein winziger Strom von Blut. Vor Rehn liegt die Quelle der Blutung, die Herzbeutel und Brusthöhle überflutet hat. Mit einer unwillkürlichen Bewegung, ohne langes Überlegen, ohne noch einmal an die Furcht ganzer Jahrtausende vor einer Berührung des Herzens zu denken, legt er den Finger auf die Wunde. Im gleichen Augenblick versiegt die Blutung. Erst Sekundenbruchteile später spürt Rehn ein leises Erschrecken über sein eigenes Handeln. Aber da hat er die entscheidende Brücke bereits überschritten. Das Herz stolpert nicht einmal unter seiner Berührung. Wunderbare, unfaßbare Natur. Zwar gleitet gleich darauf, als das Herz sich in der Systole zusammenzieht, Rehns Finger von der Wunde ab. Aber sobald das Herz während der erweiternden Diastole zurücksinkt, findet der Finger die Wunde wieder und verschließt sie von neuem. Rehn hat keine Zeit, das Glück dieses Augenblicks zu empfinden, in dem er beweist, daß das Anlegen des Fingers die Herzbewegung, wie er später sagt, „nicht alteriert". Dieses Gefühl huscht nur leicht an ihm vorbei, aber es beflügelt ihn bei dem endgültigen Entschluß, nun das Letzte und Entscheidende zu wagen: Die Naht. — Die Naht des Herzens!

Rehn läßt sich eine feine Darmnadel mit einem Seidenfaden reichen. Er ergreift sie mit der Rechten, während der Zeigefinger der linken Hand immer noch die aufschwellende und absinkende Herzwunde verschließt. Er wartet auf den Augenblick der Diastole. Das Herz erweitert sich, der Finger gleitet ab. Die Wunde liegt frei und klafft. Mit einer raschen, fast traumhaft sicheren Bewegung führt Rehn die Nadel im linken Winkel der Wunde durch die eine Wundseite ein und die andere Wundseite heraus. Einen Augenblick lang scheint es ihm, als dauerte die Diastole des Herzens zu lange. Hatten doch diejenigen recht, die schon für den Fall der Berührung des Herzens mit einer Nadel einen Herzstillstand verkündeten? Aber es handelt sich nur um einen kurzen Augenblick; schon zieht sich das Herz wieder zusammen. Die Systole beginnt, ungestört durch den Faden, der in der Wunde hängt.

Rehn wartet die nächste Diastole ab. Er zieht, kaum daß sie beginnt, den Seidenfaden an und knüpft ihn zur ersten Ligatur der Naht. Wieder scheint es, als verharre das Herz in der Erweiterung. Aber sicher und stetig zieht es sich von neuem zusammen. Der Faden hält. Die Blutung wird schwächer, auch ohne daß Rehn den Finger auflegt.

Rehn greift zur zweiten Nadel und zum zweiten Faden. Noch einmal der Augenblick der Erweiterung! Der schnelle Stich der Nadel hinein und hinaus. Noch einmal Sekunden, in denen der Stillstand des Herzens droht, und dann doch die Zusammenziehung, die Erweiterung und das Knüpfen der zweiten Ligatur. Nun noch eine Ligatur! Noch einmal wiederholt sich das Schauspiel an der schlagenden Quelle des Lebens. Rehn sticht ein und sticht aus, wartet den Augenblick des nur scheinbar drohenden Herzstillstandes ab. Die Diastole setzt ein. Er knüpft die dritte Ligatur. Die Wundränder liegen aneinander. Die Blutung steht und das Herz schlägt. Oh, Wunder der Natur! Fast im gleichen Augenblick meldet Siegels brüchige, heisere, beinahe stammelnde Stimme: „Der Pulsschlag wird fester. Der Pulsschlag wird fester ..."

Rehn sieht eigentlich nur wie durch einen Nebel die Gesichter ringsum. Er verlangt mit einer Stimme, der auch die übermenschliche Spannung der letzten Minute die Kraft geraubt hat, nach Kochsalzlösung. Er spült Herzbeutel und Brusthöhle aus. Er entfernt die Blutgerinsel. Er drainiert Herzbeutel und Brustfell durch lange Jodoform-Gazestreifen. Er klappt das Rippenstück zurück und verkleinert die Außenwunde durch einige Nähte bis auf die Durchtrittsstelle des Drains. Dann richtet er sich auf. Er ist fertig. Der Operierte lebt, aber Rehn muß sich

setzen. Ihm ist plötzlich, als trügen ihn seine Füße nicht mehr.

Zwei Stunden später liegt Justus ruhig in seinem Bett. Das Ringen nach Luft ist vorüber. Die Herztöne sind rein und wesentlich regelmäßiger. Justus schläft. Rehn sitzt seit zwei Stunden wortlos, tief in Gedanken versunken neben dem Bett. Immer wieder tastet er nach dem Puls, dann steht er endlich auf und geht wortlos zum Ausgang hinüber. Siegel löst ihn schweigend ab.

Rehn bemerkt nicht die Gesichter von Ärzten, Schwestern und Wärtern, unter denen das Ereignis der Operation bereits die Runde gemacht hat. Er geht, wie er später sagt, gleich einem Traumwandler. An der Pforte wird er für einen Augenblick aus diesem Traum herausgerissen.

Der Pförtner steht neben ihm. „Verzeihung, Herr Professor", sagt er. „Aber ich muß das wohl melden, Herr Professor. Eine Frau hat nach dem Operierten gefragt."

„Eine Frau?" fragt Rehn zerstreut, immer noch eingefangen von dem medizinischen Wunder, das er erlebt hat, und sehr weit entfernt von dem kriminellen Fall, dem er dieses Wunder am Ende verdankt. „Sie hat ihren Namen nicht gesagt", sagt der Pförtner. „Sie hat nur gefragt, ob Wilhelm Justus wirklich hier ist, und ob er schon tot ist. Mehr hat sie nicht wissen wollen. Ich glaube, es war ihr nicht recht, daß er noch lebt, und daß Herr Professor ihn operiert haben . . ."

„Nicht recht?" sagt Rehn, immer noch abwesend und zerstreut. „Ja" sagt der Pförtner. „Als ich ihr sagte, daß er die Operation überstanden hat, freute sie sich nicht. Sie wurde blaß und war plötzlich verschwunden."

„Und Sie wissen den Namen nicht?"

„Nein, den hat sie mir nicht sagen wollen", sagt der Pförtner. „Ich will ja nichts sagen, aber sie sah auch so aus wie eine von denen, die keinen richtigen Namen haben, so ein Frauenzimmer von da unten vom Kai . . . Aber vielleicht weiß der Operierte, wenn er wieder sprechen kann, wer sie gewesen ist . . ."

„Vielleicht", murmelt Rehn ohne echte Aufmerksamkeit. Er tritt auf die Gartenstraße hinaus in die Kühle der sinkenden Nacht. Er lehnt einen Wagen ab. Er geht zu Fuß. Er muß zu Fuß gehen, weil er plötzlich das Empfinden hat, die Ungeheuerlichkeit dessen, was er in den letzten Stunden erlebte, könnte ihn sonst erdrücken.

*

Die Tage vom 10. bis zum 22. September 1896 sind für Louis Rehn Tage der Krisen und des Kampfes um die endgültige Rechtfertigung und den endgültigen Erfolg seines Tuns.

Am 10. September findet Justus zum erstenmal zu klarem Bewußtsein zurück. Er klagt nur über Schmerzen vorn am linken Rippenbogen. Seine Temperatur steigt jedoch auf 38,7. Rehn entfernt die Jodoform-Gaze aus der Brusthöhle und entleert eine große Menge blutig gefärbter Flüssigkeit. Darauf sinkt die Temperatur. Die Herztätigkeit ist sehr schnell und zeitweise wird der Puls wieder unregelmäßig. Aber kleine Morphiumdosen führen zur Beruhigung. Von da an gibt es ein tägliches zermürbendes Auf und Ab.

Wie wird die Naht des Herzens verheilen? Rehn hat mit allen Errungenschaften der Asepsis gearbeitet, die das Jahr 1896 kennt. Aber reichen sie für die Naht des Herzens, reichen sie für das chirurgische Eindringen in das unbekannte Niemandsland des Herzbeutels aus?

Bis zum Mittag des 19. September geht alles gut. Am Abend jedoch steigt die Temperatur plötzlich auf 39,7. Ist dies das erste Anzeichen für eine verborgene Eiterung der Herznaht, die alles zunichte macht? Für eine Herzbeutelentzündung, hinter der der sichere Tod lauert? Rehn untersucht mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen. Er untersucht, beginnende Verzweiflung im Herzen. Er kann jedoch kein Anzeichen für eine Pericarditis finden. Die Brusthöhle dagegen scheidet ein eitriges Sekret aus, das die Drainage verstopft. Vielleicht enthielt sie die Quelle des Fiebers. Rehn entschließt sich, im Rücken des Kranken eine zweite Drainageöffnung anzulegen und erlebt wie eine Erlösung, daß das Fieber von nun an ständig fällt.

Die Herzbeutelhöhle schließt sich ohne Komplikationen und Verwachsungen. Die Erregbarkeit des Herzens nimmt ab. Vorübergehende Herzgeräusche verschwinden. Die Eiterung in der Brusthöhle erlischt. Am längsten bleiben noch Atembeschwerden zurück, weil der zusammengesunkene Flügel der Lunge sich nur langsam wieder ausdehnt und seine normale Funktion übernimmt.

Aber schon in der Woche vom 21. auf den 26. September, als im Saalbau von Frankfurt die „68. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte" zusammentritt, sieht Rehn die Krisen überwunden.

Er tritt vor die versammelten Ärzte hin und berichtet vor einem Auditorium, das ihm in atemlosem Schweigen zuhört, von der Freilegung des Herzens und seiner Naht am schlagenden menschlichen Herzen.

Die Nachricht darüber eilt wie ein Lauffeuer durch die Chirurgenkreise Deutschlands und Europas. Sie findet noch größere Beachtung, als Rehn ein Jahr später auf dem Chirurgenkongreß in Berlin seinen inzwischen völlig ausgeheilten Patienten den dort versammelten Chirurgen vorstellt und seinen Bericht mit den Worten schließt: „Die Ausführbarkeit der Naht des Herzens dürfte wohl von jetzt an nicht mehr in Zweifel gezogen werden . . . Ich hoffe zuversichtlich, daß dieser Fall nicht etwa ein Kuriosum bleibt, sondern daß er die Anregung dazu gibt, auf dem Gebiete der Herzchirurgie weiter zu arbeiten und diese zu einem lebensrettenden Zweig unserer Arbeit zu machen . . ."

Wilhelm Justus steht im Hintergrund, als Rehn diese Worte spricht. Wahrscheinlich versteht er ihre Bedeutung genauso wenig wie so vieles andere, das ihm seit dem schicksalhaften 7. September 1896, der ihn aus seinem unbekannten Gärtnerdasein und einem ungezügelten Leben in Kneipen und Hurenquartieren herausriß, geschehen ist. Die Frau, die am Tage seiner Operation beim Pförtner auf seinen Tod wartete, war nach der Beschreibung des Pförtners keine andere als jene „Meta", deren wütender Rachsucht er den Überfall im „Nizza" verdankte. Aber als er Wochen später zum erstenmal nach ihrem Namen gefragt werden konnte, war sie aus Frankfurt verschwunden und blieb ebenso unentdeckt wie die von ihr angestifteten Gestalten der Nacht, die ihn überfielen und niederstachen.

Er steht also dort oben vor den versammelten Chirurgen aus Deutschland und vielen Teilen der Welt und weiß nicht, wer ihn in jener Nacht an den Rand des Todes brachte. Aber vielleicht ahnt er wenigstens, daß jener ungeklärte Mordanschlag und sein eigenes Schicksal den Anstoß zu jener neuen Entwicklung in der Chirurgie gegeben haben, die der Mann, der ihn vor dem Tode rettete, vor seinen Augen soeben verkündet hat.

*

Die Welt hallte am 16. September 1898 immer noch wider von den Meldungen über die Ermordung der österreichischen Kaiserin Elisabeth auf dem Quai Mont Blanc in Genf sechs Tage zuvor. An diesem Tage erzählte Louis Rehn mir im Arbeitszimmer seiner Privatklinik in der Eschersheimer Landstraße die Geschichte seiner ersten Naht des Herzens. „Kommt Ihnen das nicht auch beinahe schicksalhaft vor?" fragte er mich am Ende. „Der Mord an der Kaiserin durch einen Stich ins Herz geschah am 10. September, fast auf den Tag genau zwei Jahre nach meiner ersten Herznaht. Ich habe mich bei Paul Reverdin in Genf, der die Sektion der Toten durchgeführt hat, erkundigt. Die Feile, die der Mörder zu seiner Tat benutzte, durchstieß die Wand des Herzbeutels und drang in die linke Herzkammer ein. Der Mörder riß sie sofort wieder aus der Brust, so daß die Kaiserin glaubte, nur einen Faustschlag erhalten zu haben. Sie ging noch 120 Schritt weit auf das Schiff, mit dem sie fahren wollte. Erst dort verlor sie das Bewußtsein, als das Schiff bereits seine Fahrt aufgenommen hatte, und die Brustwunde wurde entdeckt. Das Schiff kehrte zum Kai zurück. Die Kaiserin wurde ins Hotel zurückgetragen. Sie lebte noch, als die hilflosen und ahnungslosen Doktoren Golay und Teisset eintrafen. Kurze Zeit später konnte ein dritter Arzt, der genauso hilflos war, nur noch den eingetretenen Tod feststellen. Der Tod erfolgte auf die bekannte Weise durch Verbluten aus dem Herzen in den Herzbeutel und tödliche Kompression des Herzens durch das darin gestaute Blut. Wenn ich mir angesichts dieses Tatbestandes vorstelle, welche Zeit nach dem Anschlag nutzlos und tatenlos verstrich und wieviel Zeit für ein chirurgisches Eingreifen zur Verfügung stand . . ." Er blickte nachdenklich zum Fenster hinaus. „Vielleicht bin ich zu ungeduldig", sagte er. „Aber ich möchte noch die Zeit erleben, in der die Herzchirurgie einen solchen Stand erreicht hat, daß Fälle, wie derjenige der Kaiserin, nicht mehr tödlich enden. Das ist mein Wunsch . . ."

IM NÄCHSTEN HEFT:
Das Licht Deiner Augen







(FORTSETZUNG VON SEITE 16)

war eines Tages aus dem Lager 75 in Kornwestheim bei Stuttgart gekommen, hatte Horst Buchholz schöne Grüße von dessen interniertem Vater ausgerichtet und hatte auch einen Brief des Vaters an den Sohn mitgebracht. Weinhold, so war es in der Nachbarschaft bekannt, stammte aus Dresden.

Nach außen hin sah es so aus, als lebten in der Dachwohnung des Hauses Ollnsstraße 153 ein Ehepaar mit zwei Untermietern, die offenbar alle einigermaßen gut miteinander auskamen. Gewiß hatte sich John Blaue, als er einige Wochen zu Hause war, einmal bei Bekannten beklagt, daß er „diesen Buchholz" nicht riechen könne und daß er „den grünen Jungen" nächstens an die Luft setzen werde.

Gewiß hatte auch der neue Untermieter Weinhold manchmal das Gefühl, daß zwischen dem alten Untermieter Buchholz und der Wohnungsinhaberin Blaue etwas mehr herrschte als lediglich Freundschaft auf Geschäftsbasis. Aber das waren nur flüchtige Gedanken, es gab keinen Anlaß, sich ernsthaft damit zu beschäftigen. Außerdem konnte jeder sehen, daß John Blaue dem Untermieter Buchholz ab und zu mit etwas ironischem Interesse in der Werkstatt bei seinen Schnitzereien zuschaute. Auch tranken sie manchmal zusammen einen Schnaps, und alle sagten „du" zueinander, weil man ja auch einmal beim Kommiß gewesen war und nun zusammen hauste.

So sah es nach außen hin aus, und so wußten es die Leute. Niemand konnte wissen, daß Ruth Blaue in dieser Zeit oft zu Horst Buchholz sagte, sie halte es mit ihrem Mann nicht mehr aus, daß sie ihm sagte, es müsse etwas geschehen, ohne klar auszudrücken, was sie damit meinte. Und niemand konnte wissen, daß aber beide, Ruth Blaue und Horst Buchholz, obwohl sie es voreinander nicht offen aussprachen, doch schon eine grausame Vorstellung davon hatten, von dem, was da geschehen müßte.

Bis zum Abend des 13. November 1946 schwelten die Gedanken.

Sechs Stunden vor dem Zeitpunkt, da er getötet wurde, betrat John Blaue die Werkstatt im Hof. Buchholz arbeitete an einer Tonplastik.

„'n Abend", grüßte Blaue. Behäbig und breit hockte er sich auf eine Kiste. „Was machst du heute abend?" fragte er.

„Weiß nicht — nichts", antwortete Buchholz einsilbig. Er modellierte die Figur einer Tänzerin und ließ sich nicht bei der Arbeit stören.

„Ein flottes Mädchen wird das", lachte Blaue.

„Das ist alles nichts", murmelte Buchholz. Er trat einen Schritt zurück und betrachtete unzufrieden die Plastik.

„Warum nicht?" fragte Blaue.

„Ich brauche Draht, als Gerippe, verstehst du? Dann forme ich die Tonmasse drum herum und sie hat einen Halt."

„Draht kannst du von mir kriegen", sagte Blaue großzügig. Er hatte mehrere Rollen Schweißdraht. Er hatte sie sich einmal von dem an der Küste vor Tromsö versenkten Schlachtschiff „Tirpitz" organisiert, als er noch in Norwegen stationiert gewesen war.

„Ich gebe dir was von meinem Schweißdraht", sagte Blaue, „warte, ich hol dir das Zeug." — Blaue verschwand aus der Werkstatt. Als er zurückkam, hatte er eine Rolle Draht unter dem Arm.

„Reicht das?" grinste er.

„Für Jahre", lachte Buchholz; es war ein gezwungenes Lachen ohne Heiterkeit.

„Ich gehe heute abend mit Ruth tanzen", sagte Blaue. Buchholz war schon wieder bei seiner Plastik. Er gab keine Antwort. Blaue schaute dem anderen noch eine Weile zu, dann ging er.

„Wir sehen uns beim Essen", rief er von der Tür her. Buchholz nickte. Als Blaue draußen war, zerstörte der Junge wütend die halbfertige Plastik. Dann schnitt er sich ein Stück von dem Draht zurecht und begann von neuem zu modellieren. Er merkte nicht, daß sich die Tür wieder öffnete. Erst als Ruth dicht vor ihm stand, schreckte er auf. Sie blickten sich stumm an.

„Ich gehe heute abend mit ihm tanzen", sagte Ruth schließlich. Sie ließ ihn nicht aus den Augen.

„Ich weiß. Er hat es mir gesagt."

Das Gesicht der Frau war unbewegt.

„Es muß heute geschehen", sagte sie. „Wenn wir zurückkommen."

Er schwieg. Er starrte vor sich hin, und seine Hände kneteten einen Klumpen Ton, sinnlos und ohne aufzuhören.

„Hast du gehört?" fragte sie.

„Ja", murmelte er. „Geh' jetzt rauf!" — Sie warf ihm einen Blick zu, sagte aber nichts mehr. Sie stand unschlüssig neben ihm, drehte sich dann aber um und lief auf den Hof.

Horst Buchholz arbeitete noch eine Stunde. Erst als John Blaue von oben aus dem Fenster des Wohnzimmers rief, er solle zum Essen kommen, hörte er auf.

Er wusch sich die Hände in einem Eimer mit Wasser, der in der Ecke stand. Daneben lehnte ein Beil an der Wand. Er trocknete sich die Hände an seiner großen blauen Schürze ab. Er band die Schürze ab und hängte sie an seinen Nagel. Dann nahm er das Beil. Er stieg die Treppe hinauf bis zu der Dachwohnung. Als er den schmalen Korridor betrat, kam Ruth aus der Küche, ein Tablett in Händen. Er lehnte das Beil in einen dunklen Winkel des Korridors. Sie blickte zur Seite. Er ging an ihr vorbei und öffnete die Wohnzimmertür. Er hielt ihr die Tür auf, damit sie mit dem Tablett in das Zimmer konnte. Er sah, daß Blaue und Weinhold schon am Tisch saßen.

Weinhold war schlank und dunkelhaarig. Er war sechsundzwanzig. Er hatte seit Wochen das Gefühl, es sei seine Aufgabe, in dieser Familie für Stimmung zu sorgen, weil sonst nur Buchholz und Ruth Blaue bei Tisch miteinander redeten und John Blaue aus ihrem Gespräch ausschlossen.

„Morgen geht's los, Kinder", sagte Weinhold.

„Was?" fragte Ruth und stellte das Tablett auf den Tisch.

„Ich habe alles vorbereitet. Ich fahre nach Dresden zu meinen Eltern. Für vier Wochen seid ihr mich los."

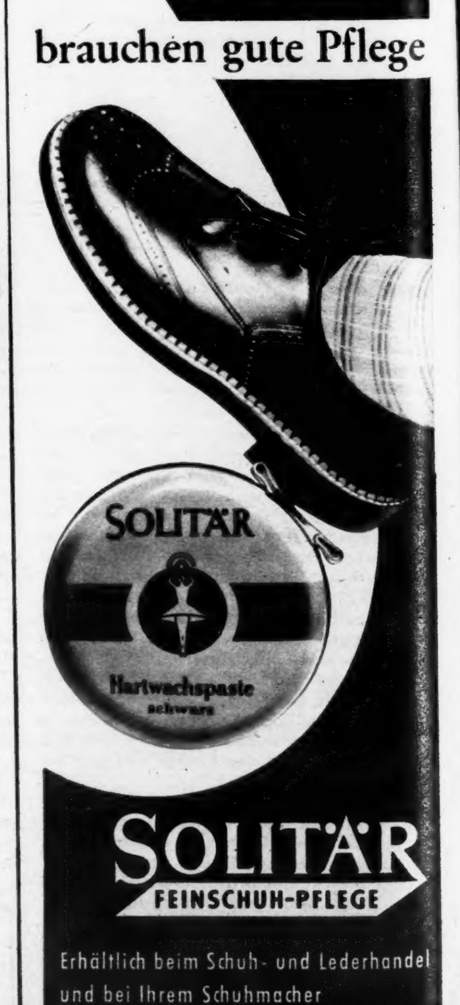
„Laß dich bloß nicht schnappen", sagte John Blaue. Er griff nach dem Messer und bestrich sich eine Scheibe Brot mit Fischpaste.











„Ich habe mich genau erkundigt bei Leuten, die schon oft drüben waren", erklärte Weinhold.

„Wann fährst du?" fragte Buchholz.

„Ganz früh, mit dem ersten Zug. Dann bin ich abends an der Grenze. Es dauert ja eine Ewigkeit. Nachts gehe ich dann rüber. Es wird schon klappen."

„Warum auch nicht", sagte John Blaue. „Du könntest mir einen Gefallen tun."

„Und?" fragte Weinhold.

„Hör mal rum, wie es da drüben mit Lastwagen ist. Ich kenne einen, der hat sich drüben einen Wagen gekauft. Ziemlich günstig. Er hat ihn dann über die Grenze gefahren. Vielleicht ist da auch was für mich zu machen."

„Ich werde zusehen", nickte Weinhold.

„Ich muß endlich wieder ins Geschäft kommen", sagte Blaue, „was nützt mir die Konzession, wenn ich keinen Wagen habe."

„Ein Fuhrunternehmen ist heute 'ne lohnende Sache", sagte Weinhold.

„Eben", lachte Blaue. „Was meinst du, Ruth?"

„Von mir aus", antwortete sie kühl. Blaue preßte die Lippen zusammen.

„Red' nur kein Wort zu viel", knurrte er.

„Ich bring dich morgen zum Zug", sagte Buchholz zu Weinhold.

„Das ist wirklich nicht nötig."

„Laß nur, ich komme mit."

Weinhold aß schon das vierte Brot mit der Fischpaste.

„Schmecken tut's nicht", sagte er, „aber ich muß mich stärken." — Er blickte John Blaue an. „Wie ist es — wenn dein Fuhrbetrieb klappt, ist da auch eine Chance für mich?"

„Das biegen wir schon hin", antwortete Blaue. Er starrte Buchholz an, der kaum etwas aß.

„Dem Künstler ist 'ne Laus über die Leber gelaufen", sagte er spöttisch. Weinhold hatte keine Lust, sich am Abend vor seiner Abreise Familienärger anzuhören. Er schluckte den letzten Bissen hinunter und stand auf.

„Ich gehe früh schlafen", sagte er, „morgen Nacht komme ich nicht dazu."

„Vergiß das nicht mit dem Lastwagen", erinnerte ihn Blaue. „Wenn sich da was machen läßt, gehe ich mal selbst rüber in die Zone und kaufe ein."

Weinhold nickte. „Also gute Nacht", sagte er. „Viel Spaß beim Tanzen. Was machst du?" — Er sah Buchholz an.

„Ich gehe in die Werkstatt."

Die Tischrunde löste sich auf. Weinhold ging zu Bett und schlief bald ein. Buchholz hockte in der Werkstatt auf der Kiste, auf der Blaue vorher gesessen hatte. Er arbeitete nicht. Er saß da, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, den Kopf gesenkt. Er hörte nach einer Weile, wie Ruth mit ihrem Mann das Haus verließ. Er rührte sich nicht. Er wartete stundenlang. Dann ging er wieder nach oben in die Wohnung. Er trat leise auf, um Weinhold nicht zu wecken. Er zog sich aus und legte sich ins Bett. Nach einer Weile erhob er sich wieder. Er tastete sich im Dunkeln zu dem Tisch am Fenster. Er griff nach der Flasche Weinbrand, die dort stand. Er trank. Er starrte aus dem Fenster. Es war eine diesige Nacht. Feuchtigkeit und Kühle krochen durch das Fenster, das nicht dicht schloß. Buchholz fröstelte. Er ging wieder ins Bett. Die Gedanken, die in ihm waren, hatten viel Zeit, um ihn zu erdrücken und zu betäuben. Er schlief ein.

Eine Hand, die ihn leicht berührte, weckte ihn. Es war eine weiche zärtliche Hand. Ruth, dachte er. Er hörte den leisen Schritt der Frau, die aus dem Zimmer glitt. Er erhob sich. Er streifte sich seine Trainingshose über und zog seine Jacke an, die auf dem Stuhl neben dem Bett lag. Er schlüpfte in Turnschuhe und ging auf den Flur. In der Tür zum Badezimmer lehnte Ruth. Er trat auf sie zu. Sie zog ihn ins Badezimmer. Er sah das Beil, das auf dem Fußboden lag. Sie hat es schon vom Korridor geholt, dachte er automatisch.

„Ihr seid zurück", murmelte er. Er stand vor ihr, steif und ungelenk und mit hängenden Armen.

„Er liegt in der Kammer auf der Couch", flüsterte sie. Er antwortete nicht.

„Er schläft", sagte sie. Er nickte. Sie schien auf etwas zu warten. Als er sich nicht rührte, bückte sie sich und griff nach dem Beil.

„Ich werde es jetzt tun", hörte er ihre Stimme. Er berührte ihre Schulter. Er nahm ihr das Beil ab. Er ging aus dem Badezimmer über den Flur auf die Tür der Kammer zu. Er öffnete sie. Er sah den Mann auf der Couch liegen.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

Moskauer Fußballbummel

(FORTSETZUNG VON SEITE 9)

risten, die so sorgfältig schon im Moskauer Sonderzug von kommunistischen Funktionären eingekreist worden waren. Ohne Begrüßungsreden und Empfangstransparente wurden wir in Intourist-Busse verpackt und zum Hotel „Moskwa", direkt vor dem Kreml, transportiert. Rot schien schon die Sonne, als wir zwei Stunden später das Moskauer Pflaster probierten. Der Kameramann einer westdeutschen Wochenschau war noch keine fünfzehn Schritte gegangen, als ihn ein Russe um Feuer für seine Papyrossi bat. Der Westdeutsche gab ihm Feuer, der Russe tat einen Zug. „Was du?" fragte er. „Germansky West", sagte der Deutsche.

Fotografieren war unerwünscht



Unter den Zuschauern des Länderspiels waren auch amerikanische „Friedensfreunde". Sie kamen vom kommunistischen Sportfestival in Warschau. Als sie das Teleobjektiv unseres Fotografen auf sich gerichtet sahen, verdeckten sie schnell ihre Gesichter. Aber es war schon zu spät

Der Russe strahlte vor Freude. Dann zog er seine Jacke aus und knüpfte sein Hemd auf. Der Westdeutsche dachte: jetzt geht's los und krempelte seinerseits die Ärmel hoch. Ein schneller Griff des Russen, und er hatte sein Hemd über den Kopf gezogen und drückte es seinem Partner in die Hand. „Towaritsch Germansky", sagte er. Sie hieben sich noch eine Weile mit der Linken gegenseitig auf die Schulter und schoben mit der Rechten das Hemd hin und her, bis der Russe sich damit zufrieden gab, sein Wäschestück zu behalten.

☆

Wörtlich angehörtes Gespräch: „Weiß du, Genosse, der Fußball ist gesellschaftswichtig." — „Wieso, Genosse?" — „Nämlich, wenn der Genosse Mannschaftskapitän am Sonntag seine Leute zum Siege führt, dann arbeiten sie am Montag in der Fabrik noch schneller. Der Fußballsieg steigert die Produktion."

☆

„Sie dürfen nicht glauben, daß wir alle so denken", sagte mir ein Ostdeutscher, als wir durch das Mammutkaufhaus „GUM" schlenderten und die billigsten Konfektionsanzüge bestaunten, für die ein sowjetischer Arbeiter zwei Monate arbeiten muß, um solch 1500-Rubel-Machwerk zu erstehen. „Was hier Ostdeutschland repräsentiert", sagte der Deutsche, den das politische Schicksal in Schwerin überrascht hatte, „das sind nur zehn Prozent unseres Volkes. Glauben Sie mir, neunzig Prozent denken anders."

☆

Das Essen war großartig. Da gab's schon als Frühstück Würstchen, die im Fett gebratener Kartoffeln schwammen, Spiegeleier und Kaffee. Nur die Preise waren bitter: Frühstück: 40 DM, Mittag 60 DM und Übernachtung runde 50 DM, denn die Sowjets sind der Meinung, daß der Rubel eine gute westdeutsche Mark wert sei. Sie haben damit die Sowjetunion für Bundesrepublikaner zum teuersten Reiseland der Welt gemacht.

☆

Dem Genossen Wieland aus Dresden aber traten die Tränen in die Augen, als er auf dem weißrussischen Bahnhof von Moskau wieder in den Sonderzug nach Deutschland steigen mußte. Fünf Tage lang hatte er himmelstrebende Wolkenkratzer bestaunt, täglich das überreiche Essen aus vollem Bauch loben können, zufriedene Menschen entdeckt und war nicht müde geworden, Lob allem Sowjetischen zu spenden und gleichzeitig seine großen Ohren in Richtung der westdeutschen Besucher zu halten. Er nickte auch, als der Pressesekretär im Moskauer Außenministerium uns korrigierte: „Es gibt keine deutschen Kriegsgefangenen mehr in der Sowjetunion. Es gibt nur noch Kriegsverbrecher."

Die Sterne lügen nicht ...

DIE WOCHE VOM 4. BIS 10. SEPTEMBER 1955

Vorübergehend dürfte die ernsthafte politische Aktivität etwas nachlassen. Die diplomatischen Gespräche beschränken sich auf den Austausch von Freundlichkeiten. Die Weltöffentlichkeit zeigt sich an den alten, noch ungelösten Problemen ebenfalls nicht sonderlich interessiert. Auch eine Spannung, die sich am 4./5. IX. zwischen zwei großen Mächten bemerkbar macht, löst diesmal keinerlei Beunruhigung aus. Am 7./8. IX. könnte die Technik ihren Tribut verlangen. Frauenorganisationen treten mit Forderungen und Programmen hervor, deren Verwirklichung eine entscheidende Herabsetzung der Gefahr gewaltsamer Auseinandersetzungen bedeuten würde. Die Partei derer, die guten Willens sind, wächst.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: In Ihrer Umgebung scheint es Veränderungen gegeben zu haben. Sie tun gut, das zu berücksichtigen. Für den 3./4. IX. sieht es für Sie nach einem Ortswechsel aus. Am 5./6. IX. findet ein Vorschlag von Ihnen kräftige Unterstützung.

1.—9. Januar Geborene: Ihr augenblickliches Verhalten löst Kritik aus. Am 4./5. IX. könnte man Sie dabei ertappen, wie Sie der Wahrheit aus dem Wege zu gehen suchen. Ein neues Abenteuer reizt Sie wahrscheinlich am 6./7. IX.

10.—20. Januar Geborene: Es wäre unklug, die Erfolge an die große Glocke zu hängen. Bis jetzt steht überhaupt noch nicht fest, ob man Sie weiter regelmäßig mit den gleichen Aufträgen bedenkt. Am 7./8. IX. haben Sie viel Glück.

WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: In dieser Woche wird Ihnen nicht gerade viel geboten, aber immerhin brauchen Sie wenigstens nicht Ihre Rücklagen anzugreifen. Auch am schwierigsten 5./6. IX. finden Sie eine erträgliche Lösung. Der 7./8. IX. gibt Ihnen einen guten Tip.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Vorübergehend haben Sie es ein bißchen leichter. Daß man einmal offen anerkennt, was Sie leisten, wird Sie freuen. Eine Gesellschaft am 4./5. IX. ist nach Ihrem Geschmack. Der 6./7. IX. verstimmt.

9.—18. Februar Geborene: Sie werden hoffentlich nicht übermütig, weil bei Ihren Unternehmungen sooft alles glatt gegangen ist. Der 6./7. IX. gibt einen kleinen Vorgeschmack davon, was Sie erwartete, wenn Sie nicht besser kalkulieren.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Sie beginnen die Woche guter Dinge und können sich gar nicht vorstellen, daß ein Einvernehmen je getrübt werden könnte. Aber bereits am 7./8. IX. ist die Lage unter Umständen schon völlig verändert. Sie denken an eine Trennung.

28. Februar bis 9. März Geborene: Wie sich die anderen Ihnen gegenüber aufführen, ist nicht gerade hübsch, aber Sie urteilen wohl doch etwas zu streng. Zeigen Sie am 8./9. IX., daß Sie großzügig sein können; das ist das beste.

10.—20. März Geborene: Sie haben sich mit jemand angefreundet. Dagegen ist nichts einzuwenden. Sie dürfen sich nur nicht gleich fest binden wollen. Ihr Vorhaben am 6./7. IX. können Sie sich gar nicht oft genug überlegen.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Sie sind jetzt in Fahrt, und nichts kann Sie aufhalten. Verhandlungen, die Sie am 3./4. IX. führen, versprechen ein voller Erfolg zu werden. Am 7./8. IX. fällt es Ihnen leicht, das Tempo noch zu steigern und Konkurrenten weiter abzuhängen.

31. März bis 9. April Geborene: Man hat Ihnen zu einem schönen Auftrag verholfen. Nun dürfen Sie aber auch nicht lange zaudern, ehe Sie mit der Durchführung beginnen. Am 8./9. IX. können Sie beweisen, daß Sie guten Willens sind.

10.—20. April Geborene: Sie warten noch auf die Ankunft schriftlicher Unterlagen, um Ihr neues Unternehmen starten zu können. Werden Sie nicht ungeduldig. Der 8./9. IX. bringt eine vielversprechende Nachricht in dieser Sache.

STIER

21.—29. April Geborene: Momentan sind Ihre vielfältigen Probleme nicht aktuell. Der 5./6. und 9./10. IX. lenken Sie aufs angenehmste ab. Vergessen Sie darüber aber nicht, auf Ihre Gesundheit zu achten. Richtig erholen können Sie sich nur auf lange Sicht.

30. April bis 10. Mai Geborene: Sie haben bittere Erlebnisse hinter sich, aber Ihre Freunde geben sich rührende Mühe, Sie darüber hinwegzutrösten. Wenn von einer Heimlichkeit am 6./7. IX. niemand etwas erfahren soll, lassen Sie sie besser.

11.—21. Mai Geborene: So wie Sie es jetzt treiben, wird es nicht mehr lange gut gehen. Schwere Konflikte kündigen sich an. Ein Vertrag wird nicht dadurch hinfällig, daß Sie ihn einfach nicht halten, wie z. B. am 6./7. IX.

ZWILLINGE

22.—31. Mai Geborene: Nehmen Sie Ihre Interessen nicht allzu genau wahr, es macht einen besseren Eindruck. Am 3./4. IX. meinen Sie zwar, es sei gleich, was die anderen von Ihnen halten, aber schließlich müssen Sie ja mit ihnen im Guten auskommen.

1.—9. Juni Geborene: Machen Sie sich darauf gefaßt, daß man von zwei verschiedenen Seiten zugleich etwas an Ihnen auszusetzen hat. Besonders am 8./9. IX. könnten Sie einen schweren Stand haben und in Verlegenheit geraten.

10.—20. Juni Geborene: Große Pläne schweben Ihnen vor. Bis Sie sie aber verwirklichen können, werden noch manche Auseinandersetzungen fällig werden. Der 5./6. IX. unterstützt Sie, am 9./10. IX. kommen Sie nicht recht von der Stelle.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Am 3./4. IX. werden Sie durch ein Ereignis überrascht, auf das Sie beim besten Willen nicht gefaßt sein konnten. Gelingt es Ihnen, die neue Situation zu meistern, stehen Sie am 5./6. IX. besser denn je da. Am 9./10. IX. wird etwas fest.

2.—11. Juli Geborene: Da Sie so glänzende Beziehungen haben, sollten Sie sie auch nützen. Jetzt haben Sie nämlich große Chancen, Ihr Leben auf eine solide Basis zu stellen. Der 6./7. IX. gewährt mehr, als Sie haben wollen.

12.—22. Juli Geborene: Noch immer ist es nicht ganz leicht für Sie, mit dem, worüber Sie sicher verfügen, zurechtzukommen. Am 4./5. IX. erscheint Ihnen ein Auftrag unlösbar. Der 7./8. IX. beglückt Sie mit einem Geschenk.

LÖWE

23. Juli bis 1. August Geborene: Sie setzen sich über alle Bedenken zwar reichlich großzügig hinweg, aber mindestens im Augenblick gibt Ihnen der Erfolg hundertprozentig recht. Am 4./5. und 7./8. IX. glückt Ihnen ein Schlager. Der 5./6. IX. ist allerdings kritisch.

2.—12. August Geborene: Es geht nicht danach, ob eine Arbeit Sie freut oder nicht, sondern wieviel Sie einbringt. Also halten Sie sich nicht lange mit Protesten auf. So unlustig die Woche beginnt, so vergnüglich wird sie enden.

13.—23. August Geborene: Man hat großes Vertrauen zu dem Unternehmen, das Sie ankurbeln, und wird es an Unterstützung gewiß nicht fehlen lassen. Am 4./5. und 8./9. IX. machen Sie wahrscheinlich ganz unerwartet schnell Fortschritte.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Sie gehen zur Zeit recht stürmisch vor. Hoffentlich können Sie dieses Tempo auf die Dauer halten, ohne sich zu verausgaben. Ab 7./8. IX. müssen Sie damit rechnen, daß die Schwierigkeiten allmählich wachsen.

3.—12. September Geborene: Wenn Sie sich Ihrer Sache nicht sicher sind, sollten Sie einen unparteiischen Fachmann um ein Gutachten bitten. Ein Bescheid, den Sie am 6./7. IX. erhalten könnten, dürfte viele Ihrer Bedenken zerstreuen.

13.—23. September Geborene: Sie brauchen nicht ungeduldig oder gar besorgt zu werden, wenn nicht gleich alles auf Anhieb klappt. Fest steht, daß man Sie in die engere Wahl gezogen hat. Am 8./9. IX. müssen Sie sich gesundheitlich schonen.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Für Sie hat der Monat recht lebhaft begonnen. Am 3./4. IX. könnte man Ihnen anbieten, eine Hauptrolle zu übernehmen. Die Kritik, die Sie am 7./8. IX. finden, ist ausgesprochen freundlich und stachelt Ihren Ehrgeiz weiter an.

3.—12. Oktober Geborene: Man gibt Ihnen Chancen, zu beweisen, was Sie beruflich hinzugelernt haben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man daran denkt, Sie mit einem besseren Posten zu betrauen. Das Resultat erfahren Sie am 8./9. IX.

13.—23. Oktober Geborene: Die Zeit der Widerstände und Schwierigkeiten dürfte vorerst für Sie vorbei sein. Anträge, die so lange unbeantwortet blieben, werden jetzt genehmigt. Am Ende der Woche sind Sie schon ein gutes Stück weiter.

SKORPION

24. Oktober bis 1. November Geborene: Ihre Freunde setzen sich tatkräftig für Sie ein. So gut wie jetzt waren Ihre Beziehungen zur Umwelt schon lange nicht mehr. Aus einer Zusammenarbeit am 5./6. IX. wird ein Gewinnanteil für Sie abfallen, der sich sehen lassen kann.

2.—11. November Geborene: In der letzten Zeit mußten Sie sich mit Verlusten abfinden. Nun sieht es so aus, als ob Sie sich wieder gefangen haben. Am 6./7. IX. sollten Sie versuchen, mit den ehemaligen Gegnern Fühlung aufzunehmen.

12.—22. November Geborene: Sie sind versucht, sich auf gewagte Geschichten einzulassen. Momentan dürfte auch kaum etwas schiefgehen, weil Sie das Glück auf Ihrer Seite haben. Hoffentlich denken Sie auch daran, was später werden soll.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Etwas scheint anders verlaufen zu sein, als Sie es sich vorgestellt haben. Sie haben es aber in guter Haltung ertragen, und das ist nicht unbemerkt geblieben. Man ist jetzt mehr als früher geneigt, Ihnen eine Partnerschaft anzubieten.

2.—11. Dezember Geborene: Sie möchten sich von früheren Bindungen lösen. Es ist sehr die Frage, ob das ein glücklicher Gedanke ist. Am 8./9. IX. wäre Ihnen jedenfalls viel lieber, Sie hätten sich zu diesem Problem nicht geäußert.

12.—21. Dezember Geborene: Ehe Sie nach der Unterbrechung, die notwendig geworden war, Ihre klare Linie wiedergefunden haben, wird noch einige Zeit vergehen. Der Optimismus am 4./5. IX. verfliegt schnell. Der 8./9. IX. dämpft.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBURGER

GEBOREN ZWISCHEN 4. UND 10. SEPTEMBER 1955

Leidenschaftliche, idealistische Naturen kommen in dieser Woche auf die Welt. Ein ungewöhnliches Feingefühl zeichnet sie aus. Eine ganze Reihe hat Talent zu einem künstlerisch einschlägigen Beruf. An allen Kindern wird auffallen, wie sehr sie an geistigen Dingen und Problemen interessiert sind. Ihr Denken ist ganz im Gegenteil zu ihrem sonstigen Wesen nüchtern, streng und klar. An manchen bedeutenden Erfindungen und Entdeckungen ihrer Zeit werden sie großen Anteil haben. So geschickt sie im Auswerten und Kombinieren sind — wenn es sich um Menschenkenntnis handelt, findet man sie vielleicht gelegentlich von allem Scharfsinn verlassen. Sie müssen aufpassen, daß man sie nicht ausnutzt. Die Mädchen werden sich im häuslichen, familiären Kreis am wohlsten fühlen. Sie bringen viel Geduld und Nachsicht für schwierige Partner mit in die Ehe.

Bis ins hohe Alter volles schönes Haar



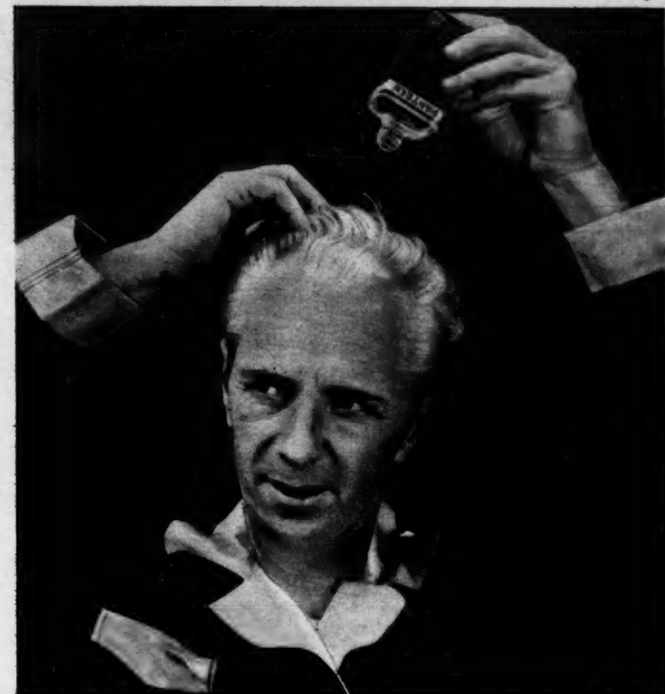
Auch das Alter hat Charme. Man muß es nur verstehen, einen jugendlichen Geist zu bewahren und die Spuren des Alterns durch eine besonders gepflegte äußere Erscheinung auszugleichen. Nichts aber wirkt so jugendlich und zugleich so gepflegt wie volles, schönes Haar — auch wenn es schon grau oder schlohweiß geworden ist!

Es lohnt sich also wirklich, von Jugend an auf die Gesunderhaltung des Haares bedacht zu sein. Dabei ist es sehr wichtig, die natürliche Funktion der haarbildenden Organe anzuregen. Am besten verwenden Sie hierzu PANTEEN. Denn dieses Haarwasser enthält in Form von „Panthenol" als einziges jenes Vitamin des B-Komplexes, das nach heutiger wissenschaftlicher Erkenntnis für Ernährung von Kopfhaut und Haar von entscheidender Bedeutung ist. Erst mit diesem patentierten Wirkstoff ist es möglich geworden, das erforderliche Vitamin so darzustellen, daß es von der Kopfhaut aufgenommen und vom Organismus verarbeitet werden kann.

Es liegt allerdings in der Natur der Vitamine, daß sie ständig im Körper anwesend sein müssen, um die Aufbau- und Regenerationsprozesse anzuregen. Darum ist eine regelmäßige, möglichst tägliche Anwendung von PANTEEN unerläßlich. PANTEEN bringt Kopfjucken und Schuppen sehr schnell und radikal zum Verschwinden. Und nicht lange dauert es, dann wird man beobachten können, wie das Haar voller und kräftiger wird und wie an lichten Stellen (soweit die Haarwurzeln noch lebensfähig sind) neues Haar nachwächst.

Aber auch an die ältere Generation ist gedacht: Für graues und weißes Haar wurde das Spezialpräparat PANTEEN BLAU geschaffen. Bei Gebrauch von PANTEEN BLAU gibt es keine gelbliche Verfärbung mehr. Den natürlichen Farbton grauen und weißen Haares bringt es besonders schön zur Geltung.

Machen Sie schon bald einen Versuch: Und Sie werden PANTEEN bis ins hohe Alter zu schätzen wissen!



Weißes oder graues Haar bedarf besonders sorgfältiger Pflege. Das Spezialpräparat PANTEEN BLAU hält das Haar und den Haarboden gesund bis ins hohe Alter. Auch sorgt es dafür, daß keine gelbliche Verfärbung der Haare eintritt. Der natürliche Farbton bleibt ganz rein erhalten.



Leichte Massage mit den Fingerspitzen lockert den Haarboden und macht ihn aufnahmefähiger für PANTEEN. Zuerst wird die Haut am Hinterkopf mit ruhigen Bewegungen verschoben, dann die Schläfenpartie sanft massiert; zuletzt die Stirngegend und Kopfmitte.



Auch Damen wissen PANTEEN zu schätzen! Die regelmäßige Pflege mit PANTEEN kräftigt das Haar und macht es fülliger. Und ein weiterer Vorteil: mit PANTEEN BLAU kommt nun auch weißes oder graues Haar sehr schön und leuchtend zur Geltung.



PANTEEN BLAU

das Spezialpräparat für graues und weißes Haar ist in der Doppelflasche zu 6,— DM erhältlich. Das normale PANTEEN — mit oder ohne Fett — kostet in der Standardflasche 3,50 DM, in der Doppelflasche 6,— DM.
5573

Kreuzworträtsel

1	2		■	3		4	■	5	6	7
8			9		■	10	11			
		■	12					■		
■	13	14			■	15		16		■
17					■	18				19
	■		■	■	■	■	■		■	
20	21		22	23	■	24	25		26	
■	27				■	28				■
29		■	30					■		31
32					■	33				
34			■	35			■	36		

W a a g e r e c h t : 1. Bergwiese, 3. dem Winde abgewandte Schiffsseite, 5. festliches Gedicht, 8. Brettspiel, 10. Prosadichtung, 12. Eingeweihter, 13. Ansprache, Vortrag, 15. Haushaltsplan, 17. Großstadt in Nordrhein-Westfalen, 18. grobes strapazierfähiges Tuch, 20. feines Gebäck, 24. Gemüsepflanze, 27. charakteristische Ausdrucksweise, 28. Blutgefäß, 30. Lobrede, 32. kleiner Handwagen, 33. männlicher Vorname, 34. Körperteil, 35. Bankensturm, 36. nordische Gottheit. — S e n k r e c h t : 1. Nebenfluß des Rheins, 2. weiblicher Vorname, 3. Verkaufsgeschäft, 4. männlicher Schwimmvogel, 6. großer italienischer Dichter (1265—1321), 7. Nebenfluß des Neckars, 9. Insektenlarve, 11. männl. Vorname, 14. ungebrochenes Grasland, 16. weibl. Vorname, 17. Kopfbedeckung, 19. Verneinung, 21. männl. Vorname, 22. Lebewesen, 23. Laubbaum, 24. inneres Organ, 25. Nebenfluß d. Fulda, 26. Sportbekleidung, 29. Nebenfluß d. Wolga, 31. Mutter der Kriemhild in der Nibelungensage.

Sieh dich vor

Befürchtung — Lotterie — Bodensee — Holzbock — Devonshire — Bevormundung Banane — Leonidas — Seepferdchen — Yvonne — Hindenburg — Rattenfänger Einundzwanzig — Lodenmantel — Carmen — Aschenbecher — Vondel — Allenstein Korallenmeer — Badeseife — Lattenzaun. — Jedem der vorstehenden Wörter ist eine beliebige Silbe zu entnehmen. Bei richtiger Lösung des Rätsels ergeben die entnommenen Silben, im Zusammenhang hintereinander gelesen, ein russisches Sprichwort.

A u f l ö s u n g e n   i m   n ä c h s t e n   H e f t

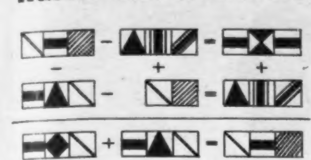
A u f l ö s u n g e n   a u s   H e f t   N r. 35

Kreuzworträtsel: W a a g e r e c h t : 1. Alk, 3. Inn, 5. Uhr, 8. Hafer, 10. Iglau, 12. Degen, 13. Ofen, 15. Rost, 17. Beere, 18. Email, 20. Rispe, 24. Kalat, 27. Neer, 28. Ader, 30. Raabe, 32. Debut, 33. Ulema, 34. Elm, 35. Oel, 36. Aal. — S e n k r e c h t : 1. Ahr, 2. Laboe, 3. Irene, 4. Niere, 6. Haiti, 7. Rum, 9. Eder, 11. Gnom, 14. Ferse, 16. Saale, 17. Bor, 19. Lot, 21. Insel, 22. Peru, 23. Erato, 24. Kabul, 25. Adel, 26. Aroma, 29. Ode, 31. Mal.

Eindringlinge: Radieschen, Rotwein, Meldung, Diadem, Fertigkeit, Herdfeuer, Enzian, Heugabel, Ringzahl, Kurhotel, Mausefalle, Türkei, Feuerwehr, Horst, Eindringling, Gesangtext, Stein, Baumwolle, Schafzucht, Andernach, China, Meistersinger, Eisentür, Herbert, Edelstein.

Die fettgedruckten Buchstaben waren den Wörtern zu entnehmen. Aneinandergereiht und im Zusammenhang gelesen ergeben sie den Spruch: „Dieweil du dem Tiger den Zugang zur Haustür wehrst, dringt ein Wolf zu der Hintertür herein."

Raten und Rechnen



Jedes Karo der Figur bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos also gleiche Ziffern. Durch ein wenig Nachdenken und Überlegung ist die Aufgabe durch Niederschreiben der richtig gefundenen Zahlen an Stelle der Karos waagerecht und senkrecht lösbar.

Magische Figur

Aus den Buchstaben: aaaa dd eeee ff ll m nnn ooo p r tttttt sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und so in die Felder der Figur einzutragen, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten:

1. früherer südafrikanischer Ministerpräsident, 2. positive Elektrode, 3. Stoßdegen, 4. Eingeweihter, 5. rein, ohne Abzug.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — bahn — ban — ben — ber — beu — de — de — de — den — den — der — draht — e — e — e — ei — ein — er — gat — gel — gie — gu — he — i — ich — ja — ko — krebs — lan — le — le — le — leh — ler — lo — men — mi — na — no — no — o — o — pe — phie — re — re — ri — rich — rie — ro — rol — sau — sche — schnei — schnup — se — seil — sen sied — so — sprach — ste — stern — ta— tät — ter — ter — the — thy — ti — vel sind die neunzehn Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren fünfte Buchstaben von unten nach oben gelesen ein Zitat und seinen Verfasser ergeben:

1. Geschwulst, Geschwür, 2. bedeutender deutscher Bildhauer (um 1460—1531), 3. kurze Erzählung, 4. wassersportlicher Wettbewerb, 5. Gesamtheit von Fachausdrücken eines Gebietes, 6. urweltliches Reptil, 7. Grammatik, 8. Lehre von der Gotterkenntnis, 9. Beförderungsmittel im Gebirge, 10. Stadt im ehemaligen Waldeck, 11. nächtliche Himmelserscheinung, 12. Krebsart, 13. Stadt in Rheinland-Pfalz 14. Steuerstreifen aus Papier, 15. im Wasser lebender Gliederfüßer, 16. Quellnymphe, 17. Ackerunkraut, 18. Laubbaum, 19. völlige Übereinstimmung.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....
19 ....

Ergebnis des Kessi-Preisausschreibens Nr. 103

Das neue Haus, auf das Kessi zeigt, steht seit 1950, ist also genau fünf Jahre alt. Das Los entschied, wer die Preise bekommt.

1. Preis 250 DM: A. Krause, Wuppertal-Vohwinkel — 2. Preis 100 DM: Kadi Michel, Frankfurt/M., W. 131
3. Preis 50 DM: Marianne Schickling, Würzburg.

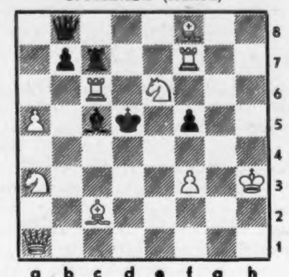
Die Gewinne der Preise 4 bis 100 erhalten je eine Romankassette mit 6 Halb-Luxusbänden durch die Post zugestellt

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

Problem Nr. 112

G. Mentasti (Italien)



Matt in 2 Zügen

Weiß: Kh3, Da1, Tc6, Tf7, Lc2, Lf8, Sa3, Se6, Ba5, f3 (10 Steine)

Schwarz: Kd5, Db8, Tc7, Lc5, Bb7, f5 (6 Steine)

Der Turniersieger unterliegt einer Kurzpartie

Partie Nr. 286

Nimzoindisch

Gespielt beim Stevenson-Memorial Turnier in Bognor Regis (England)

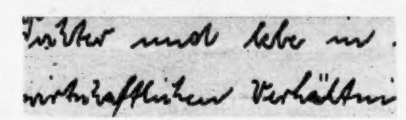
Weiß: O'Kelly — Schwarz: Spiller

1. d2—d4 Sg8—f6 2. c2—c4 e7—e6 3. Sb1—c3 Lf8—b4 (Schon 20 Jahre ist der Erfinder dieser geistreichen Eröffnung, Großmeister Nimzowitsch, tot, aber seine Gedanken und Ideen sind immer noch aktuell. Das Problem, das er der Schachwelt gestellt hat, ist eben immer noch nicht gelöst.) 4. a2—a3 (Auch dieser Zug, eine Erfindung des deutschen Großmeisters Sämisch, ist schon lange bekannt, aber gerade in letzter Zeit kommt er wieder mehr in Aufnahme. Auf der Suche nach Neuland kommen die modernen Meister immer wieder auf die Gedankengänge der Alten zurück, um dieselben mit winzigen Verbesserungen im Turnierkampf zu versuchen.) 4. . . . Lb4×c3+ 5. b2×c3 c7—c5 (Der sicherste Weg, um aus der Verdoppelung der weißen Bauernstellung Nutzen zu ziehen.) 6. e2—e3 b7—b6 7. Lf1—d3 Lc8—b7 8. f2—f3 Sb8—c6 9. Sg1—e2 Ta8—c8 (In ähnlicher Lage geschieht meist 9. . . . 0—0, um den Vorstoß des weißen e-Bauern mit dem Springerrückzug Se8 zu beantworten. Das sofortige Spiel auf die weißen Doppelbauern in der c-Linie ist sehr beachtlich.) 10. e3—e4 Sc6—a5 11. d4—d5 Lb7—a6 12. e4—e5 Sf6—g8 13. d5—d6 La6×c4 (Das übermütige weiße Spiel ist damit widerlegt, denn er verfügt über keinen ausreichenden Angriff als Ersatz für den verlorenen Bauern.) 14. Ld3×c4 Dd8—h4+ 15. g2—g3 Dh4×c4 16. Ta1—b1 f7—f6 17. f3—f4?? (Natürlich ein ganz grober Fehler, auch die Turniersieger sind eben manchmal schachblind.) 17. . . . Dc4—e4 Weiß gibt auf, da einer der beiden angegriffenen weißen Türme verlorengeht.



Schriftprobe und Schriftanalyse von E. L., männlich, 51 Jahre.

Was den Schrifturheber über den Durchschnitt erhebt, ist einmal sein hohes Pflichtbewußtsein, zum anderen seine recht gute Intelligenz. Seine Leistungen verdienen deswegen ein besonderes Maß an Anerkennung, weil der Schreiber durch seine seelische Empfindsamkeit sehr viel mehr Widerstände zu überwinden hat, als das Gros der Menschen. Daß er sie überwindet, verdankt er nicht allein seiner Einsicht, sondern auch seiner Ausdauer und seiner Zähigkeit, die



er auch gerade dann erfolgreich einsetzt, wenn physische Müdigkeit ihn überfällt.

Seine Arbeitsweise ist von großer Gründlichkeit, von Fleiß, Hingabe und Akkuratesse gekennzeichnet. Man kann sich hundertprozentig auf den Schriftträger verlassen und ihm ganz vertrauen. Auch vor schwierigen Aufgaben schreckt er nicht zurück, zumal ihn auch schnelle Auffassungsgabe, logische Denkweise, Sachinteresse, Konzentrations- und Urteilsvermögen in seinem Bemühen um ihre Bewältigung in hohem Maß unterstützen.

Der Umwelt bringt der Schreiber zurückhaltende Teilnahme entgegen. Er gehört zu jenen Menschen, die erst eine gewisse Anlaufzeit brauchen, ehe sie sich erwärmen.

— Hier ausschneiden! —

Wenn Sie mit einer Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 55/36

Reise durchs Sudetenland

(FORTSETZUNG VON SEITE 13)

Neuerdings kann man zur Kur nach Karlsbad fahren. Das Hotel „Bellevue" ist aufpoliert worden für Leute aus der westlichen Welt. Pro Tag 60 DM. Dafür hat man ein hübsches Zimmer mit Bad und Telefon (aber mit wem soll man hier schon telefonieren?) und drei Mahlzeiten. Mittag- und Abendessen kann man sich nach der Karte zusammenstellen. „Ich hoffe, daß Sie uns empfehlen werden, und daß viele Gäste werden kommen aus dem scheenen Deitschland", sagt der Direktor, als wir weiterfahren. Er ist Angestellter des staatlichen Reisebüros „Cedok", das sich um die Ausländer kümmert. „Lieber Herr", sagen wir ihm, „sechzig Mark ist ein Haufen Geld. Dafür reist man an die Riviera." Er lächelt nachsichtig. „Aber ich bitte Sie — Karlsbad . . . !"

Der Name allein macht es ja nun auch nicht. Wenn die tschechische Regierung so devisenhungrig ist und für 1 DM nur 1,70 Kronen eintauscht, dann wird sich der Gast aus dem Westen bedanken. Nach diesem Wechselkurs kosten nämlich zehn Liter Benzin 23,50 DM. Wir treffen eine Delegation aus Zwickau auf der Kurpromenade: lauter Zwanzigjährige, die, wie sie sagen, „mit den Werktätigen des tschechischen Brudervolks über gemeinsame Aktionen im Friedenskampf zur Sicherung des demokratischen Aufbaus diskutieren wollen." Sie tauschten ihre Ostmark zum gleichen Kurs wie wir unsere Westmark. Wenn man nun weiß, daß man für fünf Ostmark eine Westmark bekommt, dann weiß man auch gleichzeitig, wo der Hund begraben liegt.



Das berühmte Stift Tepl *11 km von Marienbad entfernt, ist mit einem Schlagbaum abgesperrt. Ein Schilderhaus steht neben dem Portal*

In Aussig an der Elbe halten wir auf dem Marktplatz und laufen durch die Stadt. Der Hafen ist der größte Binnenumschlagplatz der Tschechoslowakei. Uranerz wird von hier, vorbei an Berlin, nach Stettin verschifft und geht dann weiter in die Sowjetunion. Die „Chemische" und die „Schichtwerke" blasen fetten Qualm aus ihren Schloten und legen einen trüben Schleier über die Stadt. Als wir weiter wollen, stehen mindestens hundert Menschen um unseren Volkswagen herum. Das ist überall so, wo wir auftauchen. Der VW ist eine Sensation. Wir müssen Fragen beantworten: wie schnell? wie teuer? wieviel Benzin? Da kommt Polizei. Drei Mann hoch. Sie machen sehr unfreundliche Gesichter. Jetzt werden sie den Auflauf zerstreuen und uns wegscheuchen. Nichts davon. Sie wollen den Motor sehen. Einer von ihnen spricht deutsch, und er fragt uns, ob er und seine Kollegen eine Runde mitfahren dürfen. Auf geht's. Wir fahren durch die Stadt, kreuz und quer. Drei nette Burschen, schon älter, besonnen, offenherzig. Auf einmal sprechen auch die anderen beiden deutsch. Wir halten und fragen: „So, und jetzt zeigen Sie uns den Platz, wo dieser schreckliche Sonntag war, damals, im Sommer 1945 . . . " Erst sind sie betroffen. Dann zeigen sie den Weg, wieder zum Marktplatz. „Hier", sagt der älteste der drei Polizisten ernst. „Hier war es. Zweitausend Deutsche hingen an den Laternen. Es war gräßlich. Vergessen kann das wohl keiner. Aber könnten wir nicht aufhören, alle aufhören, uns zu hassen?"

Kann man in der Tschechoslowakei leben — von dem, was man verdient? Keiner will so recht darauf antworten. Das Durchschnittseinkommen liegt bei 1000 Kronen. Wir haben einen Landbriefträger in Franzensbad getroffen, der bekommt 730. In Schlackenwerth sprachen wir einen Maschinenmeister mit 2800 Kronen. Die Steuern sind gestaffelt. Sie fallen bei den hohen Einkünften sehr ins Gewicht. Eine Zweizimmer-Altbauwohnung in Prag kostet 40 Kronen im Monat. Ein Paar Nylons 38, ein Sakko 630, ein Pfund Butter 20, ein minderwertiges Hemd 90, ein Fahrrad 1450, ein Wohnzimmer 7150 Kronen. Ein Auto 28 000. Arbeit gibt es genug. Die Tschechoslowakei ist die Waffenschmiede der Ostblockstaaten. Aber Arbeit allein macht nicht glücklich.

*

Vor dem Rathaus in Reichenberg spricht uns ein Mann im Monteuranzug an. Er hat unser Auto gesehen. „Ich bin Tscheche", sagt er in fließendem Deutsch, „und ich möchte so gern wissen, ob Kugelschreiber in Westdeutschland sehr modern sind, und was das ist." Eine komische Frage. Wir zeigen ihm einen Kugelschreiber. So etwas hat er noch nie gesehen, und er fragt, ob er ihn schnell seinem Chef bringen dürfe, er arbeite in einer Füllhalter-Fabrik. Wir verabreden uns eine halbe Stunde später. — Sie sind alle da, die ganze Fabrik. Mindestens fünfzig Leute: Direktor, Meister, Arbeiter. Auch Deutsche darunter. Etwa tausend leben in der Stadt, erfahren wir nebenher. Der Direktor spricht deutsch. Ob er auch den „KdF" sehen dürfe. (Die Schallplatte kennen wir nun schon: Motor anlassen, Radio spielt, Winker, Gänge, Tachometer.) Ob wir die Fabrik sehen wollen? Natürlich! Ein niedriges Haus, primitiv aber gut in Schuß. Maschinen, Werkbänke, Mikroskope, Präzisionszangen. Gästebuch, Slibowitz. „Was halten Sie vom Kommunismus?" fragt der Direktor unvermittelt. „Überhaupt nichts. Und Sie?" — „Ja", meint er verlegen, „das ist so eine Sache . . . " In diesem Augenblick zupft ihn ein Mann, der weder blaue Finger hat, noch einen Arbeitskittel trägt, heftig am Ärmel und sagt erregt etwas auf tschechisch. Wir verstehen es nicht. Beide verschwinden. Der Direktor kommt nicht wieder, bloß der andere. Er läßt einen Arbeiter übersetzen, daß der Direktor eilig zu einer Besprechung mußte.

Wir lassen den Kugelschreiber zur Erinnerung da.

*

Zehn Jahre sind nichts auf dem Zifferblatt der Weltuhr. Zehn Jahre sind eine endlose Zeit, wenn sie über ein Land hinweggehen, in dem man 1945 die Uhren angehalten hat. Im Grenzgebiet zwischen Bayern und Böhmen hört man keine Glocken schlagen. Leere Dörfer, brachliegende Äcker. Die Tschechen können die Plätze nicht ausfüllen, von denen sie zweieinhalb Millionen Deutsche verjagt haben. Kann man ungeschehen machen, was geschehen ist? Sicher nicht. Aber man kann neu anfangen. Wie sagte der tschechische Polizist in Aussig? Wir sollten aufhören zu hassen.



Haben wir zuviel Geld?

Weshalb hast Du den Ministerköpfen so schlanke Figuren angesetzt? Man denkt ja, das wären alles 131er!

Wiesbaden **Joseph Aumann**

●

In einer Berliner Zeitung fand ich folgende Notiz: Staatssekretär Hallstein hat sich — aus dem sozialen Wohnungsbau — eine Junggesellenwohnung für monatlich 54 DM Miete geben lassen. Sein Wohnungsgeld beträgt aber 182 DM. Und außerdem hat er ein Bruttogehalt von monatlich 3091,68 DM.

Balingen/Württ. **Hellmuth Wendrich**

*

Ich vermisse in Ihrem Bericht die hübsche Summe von 6 305 520 D-Mark. — Soviel geben die neun deutschen Ländchen aus, um ihre neun Verfassungen zu schützen — mit Hilfe der sogenannten „Landesämter für Verfassungsschutz". Und da es neben den neun Ländern ja auch noch einen Bund mit einem Grundgesetz gibt, das natürlich auch geschützt werden muß, dürfen wir noch einmal 8 252 000 D-Mark zahlen.

München **Dr. Friedrich Mayling**

*

Als Bayer, der stolz darauf ist, Angehöriger des ältesten europäischen Kulturstaates sein zu dürfen, möchte ich Ihrem Reporter, der diesen unglaublichen Unsinn verbrochen hat, nur anraten, im hohen Norden zu bleiben und nie nach Bayern zu fahren. Denn dann wird dieser sonderbare Herr auch nicht in die Verlegenheit kommen, einmal im größten deutschen Bundesstaat alther gewachsene Kultur, Brauchtum, Tradition, aber auch wirtschaftlichen Aufschwung und föderalistische Initiative kennenzulernen.

Bamberg **Otto Schreck**

*

Wir haben mit großer Freude von Ihrem Aufsatz „Wir müssen's zahlen" im Heft Nr. 33 Ihrer Illustrierten vom 14. August 1955 Kenntnis genommen und wären Ihnen nur dankbar, wenn Sie uns mitteilen wollten, wie sich die von Ihnen als im Lande Rheinland-Pfalz einzusparen festgestellte Summe von 115 032 525,— DM zusammensetzt. Außerdem wären wir Ihnen dankbar, wenn wir erfahren könnten, wieso ein Eigenheim in unserem Lande 29 000,— DM, in Bayern 34 300,— D-Mark, in Schleswig-Holstein 23 000,— DM, in Niedersachsen 28 000,— DM und in Nordrhein-Westfalen sogar 36 000,— DM kosten soll.

Der Bevollmächtigte des Landes Rheinland-Pfalz beim Bund.

Bonn, Schedestr. 1 **Thomas**

Wie wir die einzusparende Summe für das Land Rheinland-Pfalz und für alle acht anderen westdeutschen Länder errechnet haben, stand bereits in Heft Nr. 33. Wir wiederholen: Die Summe für Rheinland-Pfalz setzt sich zusammen aus den Ministergehältern, den Verwaltungskosten und Diäten für den Landtag und für die Vertretung des Landes in Bonn und aus 25 Prozent des übrigen Verwaltungsetats des Landes Rheinland-Pfalz. Daß man 25 Prozent der Verwaltungskosten eines Landes einsparen könnte, wenn eine zentrale Bundesverwaltung errichtet würde, haben namhafte Politiker und Finanzexperten errechnet, unter anderem der verstorbene Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Professor Dr. Hermann Höpker-Aschoff.

Die Preise unter den Eigenheim-Bildern haben nichts mit den Ländern zu tun. Sie geben lediglich die Kosten des jeweils abgebildeten Eigenheims an.

Die Redaktion

*

Warum haben Sie eigentlich den Bundesfinanzminister Schäffer nicht gefragt, was er eigentlich vom Föderalismus hält. Denn ihm bringt unsere Ländli-Wirtschaft doch die meisten Scherereien. Es ist ja schon grotesk, wie er sich alljährlich mit den Ländern herumstreiten muß, um seinen Anteil an den Einkommen- und Körperschaftssteuern zu bekommen.

Mannheim **Willy Landau**

Wir haben ihn gefragt: 1. Welche Vorteile, beziehungsweise welche Schwierigkeiten, bringt der föderalistische Aufbau unseres Staates für die Bundesfinanzverwaltung mit sich? 2. Glauben Sie, daß wir im Moment zuviel oder zu wenig Föderalismus haben? Die Fragen gerieten „auf dem Dienstweg" in die Hand des Pressereferenten im Bundesfinanzministerium, Dr. Esser. Und der hat nicht gewagt, sie seinem Minister vorzulegen. „Das ist zur Zeit völlig inopportun", meinte Dr. Esser. „Sagt der Minister, ‚Ich bin für eine Bundesfinanzverwaltung', schreit der Bundesrat, sagt er: ‚Ich bin dagegen', schreit der Bundestag".

Die Redaktion

Noch'n Gedicht

Zu Ihrem Titelbild von Karin Volquarts, Stern Nr. 31:



Ist dies die neue Popopose?
Wählt man die Stars heut nach der Hose?
Ist Busenwahl jetzt unmodern?
Ich wüßte diese Dinge gern.
Zwar ist dem Reinen alles reine.
Jedoch, die Sache mit der Leine —
wenn mal das Hündchen kräftig zieht —
wer weiß, wer weiß, was dann geschieht?
Muß man die Beine seitwärts spreizen,
um so ins Nachwuchsland zu kreuzen?
Ein Mann vielleicht ging auf die Knie!
Ein Publikum, mein Mädchen, nie!

Weidenau-Sieg **Else Luise Schulze**

Mädchen ohne Grenzen

Als ich die Starkastennotiz im Stern Nr. 33 las, wonach Sonja Ziemann in dem nach ihrem wunderbaren Roman geplanten Film „Mädchen ohne Grenzen" die Hauptrolle spielen soll, hat's mich bald umgehauen. Die Helen ist doch weiß Gott alles andere, als eine Ziemann-Type. Es gab schon mal einen guten Roman, der im Fliegermilieu spielte: „Zwischenlandung in Paris" und mit Dieter Borsche in der Hauptrolle so fehlbesetzt war, daß er über die Mittelmäßigkeit nicht herauskam.

Berlin **Lucie Witte**

●

Noch vor einem Jahr hätte ich mir bei dieser Nachricht die Haare gerauft. Heute hat Sonja in ihren Filmen „Liebe ohne Illusion" und „Ich war ein häßliches Mädchen" bewiesen, daß sie keine Puppe, sondern eine gute und ernsthafte Schauspielerin ist. Ich glaube, man kann Alexander Sosso zu dieser Besetzung beglückwünschen.

München **Michael Ahrau**

Lanze für die FKK

Sie haben im Stern Nr. 43/1954 eine Wahre Geschichte über Bali gebracht „Aus der Traum, weißer Mann". Der Satz: „Sie haben den Märchengarten aufgenommen mit dem kleinen Bassin in der Mitte, in dem die herrlichen Seerosen blühen, und sie haben Ni Pollok dazugesetzt, eine Blume neben andere Blumen" ist wunderbar. Aus diesem Satz spricht eine solche Reinheit, daß nur das Gute im Menschen angesprochen wird.

Die wahre, wenn auch durchsichtige Sommergeschichte von Hans Nogly, „Der Doktor und die Lämmerwölkchen" im Heft 31 dagegen, hat mich ziemlich komisch beeindruckt. Sie bringen diese einfach blöde Geschichte mit einer Abbildung, welche auf die Freikörperkultur hinweist. Sehr viele Leser werden dadurch sicherlich veranlaßt, sich die gleichen primitiven Gedanken über die FKK zu machen wie Sie. Weil ich Mitglied des „Deutschen Verbandes für Freikörperkultur" bin, kann ich Ihre Geschichte aus innerster Überzeugung nicht einfach beiseite legen. Ich sehe es nicht gerne, wenn eine so angesehene Zeischrift wie der Stern in dieser Art über einen bestimmt anerkennenswerten Verein berichtet.

Köln **Baldur Graf**

Sophias große Liebe

Mit sehr viel Spaß habe ich Ihren „Kampf bis aufs Mieder" gelesen. In der italienischen Zeitschrift „Realta" fand ich einen Artikel, in dem Sophia Loren selbst über sich schreibt: „Jedesmal, wenn ich über mich sprechen soll, fühle ich mich in Verlegenheit; das kommt von meiner Schüchternheit. Im Innersten lächle ich darüber, wie meine Verehrer sich über mein wirkliches Innenleben täuschen. Ich kann den monotonen Refrain schon auswendig, mit dem er mir zuflüstert: ‚Wie schön du bist, Sophia' — und ich kenne den Gesichtsausdruck jener Männer, die mir galant die Hand küssen und mit Stielaugen an meinem Dekolleté hängen."

Dann beschreibt sie den Mann ihrer Träume, nach dem sie noch sucht: „Ich liebe den Mann, der mich nicht wie eine Dirne anschaut, der mir im richtigen Augenblick die Wahrheit zu sagen weiß, der mir klarzumachen versteht, daß ich eine Frau wie alle anderen bin." Übrigens gesteht Sophia dann am Schluß: „Hätte ich ihn gefunden, würde ich längst aufgehört haben, hinter der unmöglichen großen Liebe hinterherzulaufen."

Rom **Mario Kanzel**

Sternschnuppen

AMTSANMASSUNG. Als in Kassel ein Polizist morgens an der belebten Kreuzung erschien, an der er den Verkehr zu regeln hat, fand er sein Podest von einem Zivilisten besetzt, der dort mit großer Umsicht agierte. Allerdings stellte sich heraus, daß er völlig betrunken war. Zur Rede gestellt, wie er dazu komme, sich polizeiliche Funktionen anzumaßen, erklärte er lallend: Dies sei gar nicht seine Absicht. Er habe sich lediglich bei dem Versuch, die Kreuzung zu überqueren, vor den heranbrausenden Autos auf das Podest gerettet und bemühe sich nun seit einer Stunde vergeblich, ihnen durch Zeichen klarzumachen, daß er auf die andere Seite wolle.

*

SPUREN DER VERGANGENHEIT. Kapitän Jon Miller, Chef einer amerikanischen Ausbildungskompanie in Hessen, hat die Überprüfung der zivilen Vergangenheit des Rekruten M. Herald aus Chikago angeordnet. Es war den Ausbildern nämlich aufgefallen, daß Herald nach jedem Übungsschießen mit einem feuchten Fensterleder die Fingerabdrücke vom Kolben der Pistole entfernte.

*

KUNDENDIENST. An der Landungsbrücke in Pelzerhaken hängt eine Bekanntmachung, datiert vom 30. 6. 55, folgenden Inhalts: Lt. § 51 der Kurordnung vom 30. 1. 51 findet alljährlich in den Sommermonaten eine Ungezieferbekämpfung aller Zeltplätze statt. Im Rahmen dieser Verordnung findet die diesjährige Entlausung der Zeltpächter am Montag, dem 1. 8. 55, im Unterhaltungsraum der Zelthotelstadt Pelzerhaken zu folgenden Zeiten . . . statt. Der Bürgermeister. (Der Bundespersonalausweis ist mitzubringen).

*

NICHT IMMER HÄLT DAS ROTE LICHT. Das Provinzparlament von Taipeh auf Formosa hat angeordnet, das öffentliche Häuser künftig durch grüne Laternen gekennzeichnet werden. Bisher schimmerte vor diesen Häusern eine rote Ampel. Rot ist aber auf Formosa auch die Beleuchtung der Polizeistationen. Es sollen in letzter Zeit Verwechslungen vorgekommen sein . . .

*

BETRIEBSKLIMA. Die gesamte Belegschaft einer Fabrik in Louisville/Kentucky trat in Streik. Begründung: Die Hitze in den Arbeitsräumen sei unerträglich. Die Firma stellt Klimaanlagen her.

*

EXPERTEN. Sieben Experten zur Prüfung von Personenaufzügen begaben sich in einem Stockholmer Hotel im Aufzug zum Sitzungszimmer im 3. Stock. Sie blieben zwischen zwei Stockwerken stecken. Die herbeigeeilten übrigen Experten stellten nach eingehender Untersuchung den Grund des Zwischenfalles fest — auf einer Tafel im Lift: „Maximal-Belastung fünf Personen."

*

SCHAU-GUMMI. Kaugummis erfreuen sich unter den Schülern des Knabeninternats von Grays steigender Beliebtheit. Die Direktorin kam jetzt dahinter, woran das liegt. Die Kaugummis sind in Papier eingewickelt, das auf der Innenseite ein Aktfoto zeigt.

*

JUGEND VON HEUTE. Der Sekretär der ehrwürdigen Französischen Akademie bekam dieser Tage ein eingeschriebenes Päckchen von Frederic Pagnol, dem achtjährigen Sohn des Akademiemitgliedes und Schriftstellers Marcel Pagnol, zugeschickt. Es enthielt ein Filmmanuskript und ein Schreiben des Jungen, in dem er die „Vierzig Unsterblichen" der Akademie bat, sein Werk zu beurteilen und, wenn irgend möglich, mit einem passenden Preis auszuzeichnen, damit er bei den Verhandlungen mit den Produzenten leichteres Spiel habe. Auf der ersten Seite des Manuskriptes befand sich, schön mit roter Tinte gemalt, der Vermerk: „Für Kinder unter vier Jahren nicht zugelassen."

*

MENSCHENKENNER. Aus den Notizen des langjährigen Unterstaatssekretärs im Foreign Office, Sir Vansittard, wurden jetzt unter anderem seine von ihm selbst befolgten Richtlinien für die Beurteilung von Bewerbern für den diplomatischen Dienst veröffentlicht:

„Klug und faul = Klasse 1, bestes Material.

Klug und energisch = Klasse 2, nicht sehr empfehlenswert, aber verwendbar.

Dumm und faul = Klasse 3. Auf gewissen Posten gut zu verwenden.

Dumm und energisch = Klasse 4, fürchterliche Menschen, vor deren Beschäftigung gewarnt wird."

*

DÄ(H)MLICHKEITEN. In Chikago wurde ein spezielles Damenwerkzeuggeschäft eröffnet. Die Verkäufer sind besonders auf weibliche Kundschaft abgerichtet und wissen beispielsweise genau, daß eine Messingmutter gewünscht wird, wenn die Dame „so ein goldenes Ding mit vielen Ecken, im allgemeinen aber doch ziemlich rund" verlangt.

*

MACHT DER MODE. Diors Starmannequin Yvonne mußte ins Krankenhaus. Befund: Zwei Rippen gebrochen. Ursache: Zu enges Korsett.

DER STAR-KASTEN

Angelika Hauff hat am Wörthersee ein Haus, das zum Alleinbewohnen zu groß ist. So hat sie sieben Zimmer für Fremde hergerichtet. Der erste Gast, der auf Empfehlung des Fremdenverkehrsvereins zu ihr kam, war ihr Schneider aus Berlin. Als Angelika ihn aus einer Mercedes-Limousine klettern sah, fühlte sie sich in ihrer häuslichen Aufmachung so verlegen, daß sie ihr Zimmermädchen zum Empfang schickte. Sie selbst zog sich erst einmal ein elegantes Kleid an, ehe sie ihren Schneider begrüßte.

*

Bing Crosby erwarb in Paris die größte Kostümverleihanstalt Europas.

*

Maria Schell erhielt ein sensationelles Angebot aus den Vereinigten Staaten. Sie soll die Hauptrolle in der Uraufführung eines neuen Stükkes des amerikanischen Autors Tennessee Williams am Broadway spielen. Maria Schell wäre damit, nach Hildegard Knef, die zweite deutsche Schauspielerin, die am Broadway spielen würde. Das Angebot ist mit der Bedingung verbunden, daß Maria Schell zwei Jahre ununterbrochen am Broadway spielt.

*

Helmut Käutner, der Filmregisseur, trägt jetzt wieder seinen Schnurrbart, den er in den letzten Jahren abgelegt hatte. „Wissen Sie", erklärte er dazu, „langsam bekommen wir jetzt wieder normale Zeiten."

*

Cornelia Froboess, die „kleine Cornelia", verlor bei Außenaufnahmen zu dem Film „Laß die Sonne wieder scheinen" in Jugoslawien einen Zahn. Da es in der Nähe keinen Zahnarzt gab, wurde die Zahnlücke mit einem Stück Gips gefüllt. Es mußte immer wieder weiß angepinselt werden, da es schnell schwarz wurde.

*

Hannelore Morell, Fotomodell, wartete in Begleitung eines Fotografen drei Tage vergebens auf Helgoland, um eine Serie vom Haifischangeln zu machen. Das für diesen Sport geeignete Spezialboot war von einem Münchener Anglerteam gechartert worden. Durch nichts waren die Bayern zu bewegen, sich mit Hannelore im Boot fotografieren zu lassen: sie hatten ihren zurückgebliebenen Frauen geschworen, es sei ein reiner Männersport, und Frauen könnten wegen der Gefährlichkeit nicht mit an Bord.

*

Danielle Darrieux, die zur Zeit die Titelrolle in der Verfilmung des wegen seiner freien Form bekannten Romans „Lady Chatterley" spielt, weigerte sich, in einer Filmszene nackt durch ein Waldstück zu gehen. Bei einer Nacktszene, die laut Drehbuch in einem Forsthaus spielt, bestand sie darauf, daß alle männlichen Personen, mit Ausnahme ihres Partners und des Kameramannes, den Raum verließen.

*

Roy Rowland ist ein amerikanischer Filmproduzent, dessen Name dem deutschen Publikum kaum bekannt sein dürfte. Heute wäre über ihn zu berichten, daß er dabei ist, einen Film über die Fliegerei zu drehen, der so realistisch wirken wird, daß die Kinobesitzer — wie Rowland sagt — jeden Sessel mit einem Fallschirm ausrüsten sollten.

Ein
zum

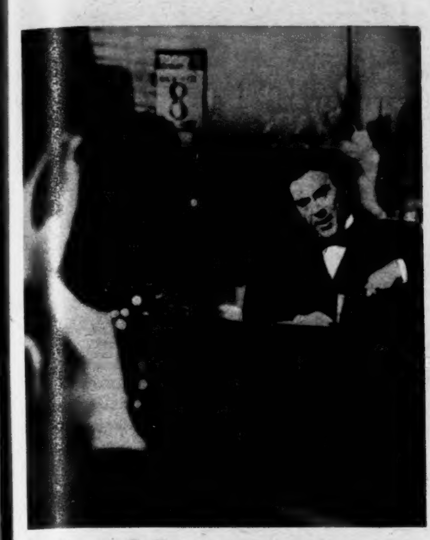


In dieser F
man die deutsc
Treffpunktes h
mit einem Spie
her durchsichti
und alle Gesp

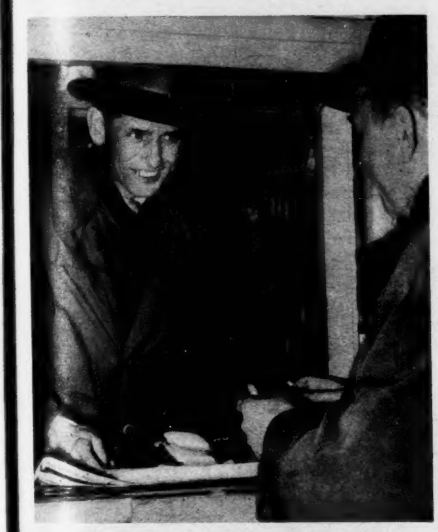
Der Verrä
dessen Gimpel
haus saß. Geor
USA-Geheimp
heim schon wi
(rechts) wurd

MAN S

Ein Spion kehrt heim – zum letztenmal getarnt



In dieser Falle *des USA-Geheimdienstes fing man die deutschen Spione. Durch eine Wand ihres Treffpunktes hatte man ein Loch gestemmt und es mit einem Spiegel verdeckt, der von der Rückseite her durchsichtig war. Jeder Besucher wurde gefilmt, und alle Gespräche wurden auf Band genommen*



Der Verräter durfte heimkehren, *indessen Gimpel noch als Lebenslänglicher im Zuchthaus saß. Georg Dasch, der seine Agentengruppe der USA-Geheimpolizei auslieferte, hatte 1953 in Mannheim schon wieder einen Laden. Seine Kameraden (rechts) wurden mit Ausnahme Burgers gehängt*

Als Erich Gimpel Ende September 1944 in einem U-Boot Deutschland verließ, geschah dies in aller Heimlichkeit. Er war Agent der Abwehr, mit dem Auftrag, die USA durch Sabotage zu schädigen. Als er jetzt, elf Jahre später, wieder deutschen Boden betrat, ergraut und müde, warteten auf ihn Reporter und Fotografen. Denn die letzten zwei Jahrzehnte des nun 45jährigen sind ein Stück Zeitgeschichte, das die Sternleser aus dem Tatsachenbericht „Die unsichtbare Front" schon kennen. 1941 ist Gimpel Kurzwellentechniker in Peru, gibt seine Beobachtungen über amerikanische Schiffe im Hafen von Lima an die deutsche Botschaft weiter, wird verhaftet, nach den USA ausgeliefert, aber nach Deutschland ausgetauscht. Das U-Boot bringt ihn 1944 im November unweit Boston in den USA an Land, aber ehe er seinen Agentensender aufgebaut hat, wird er von seinem Helfer, einem Deutschamerikaner, verraten und wird zum Tode verurteilt. Fünf Monate wartet er auf den Henker, dann begnadigt man ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus. Jetzt wurde er ausgewiesen — in die Freiheit.



Als unauffälliges Ehepaar *gingen in Cuxhaven der Heimkehrer Erich Gimpel und die Studentin Sigrid Bühler von Bord der „Italia" an Land. Nur wenige Reporter erkannten in ihm den ehemaligen Agenten. Das war sein letzter Rückfall in die Tarnung. Künftig möchte er mit offenen Karten spielen und deutsche Radioapparate im Ausland verkaufen*



Richard Quirin





E. P. Burger



Eduard John Kerling



Herbert Haupt



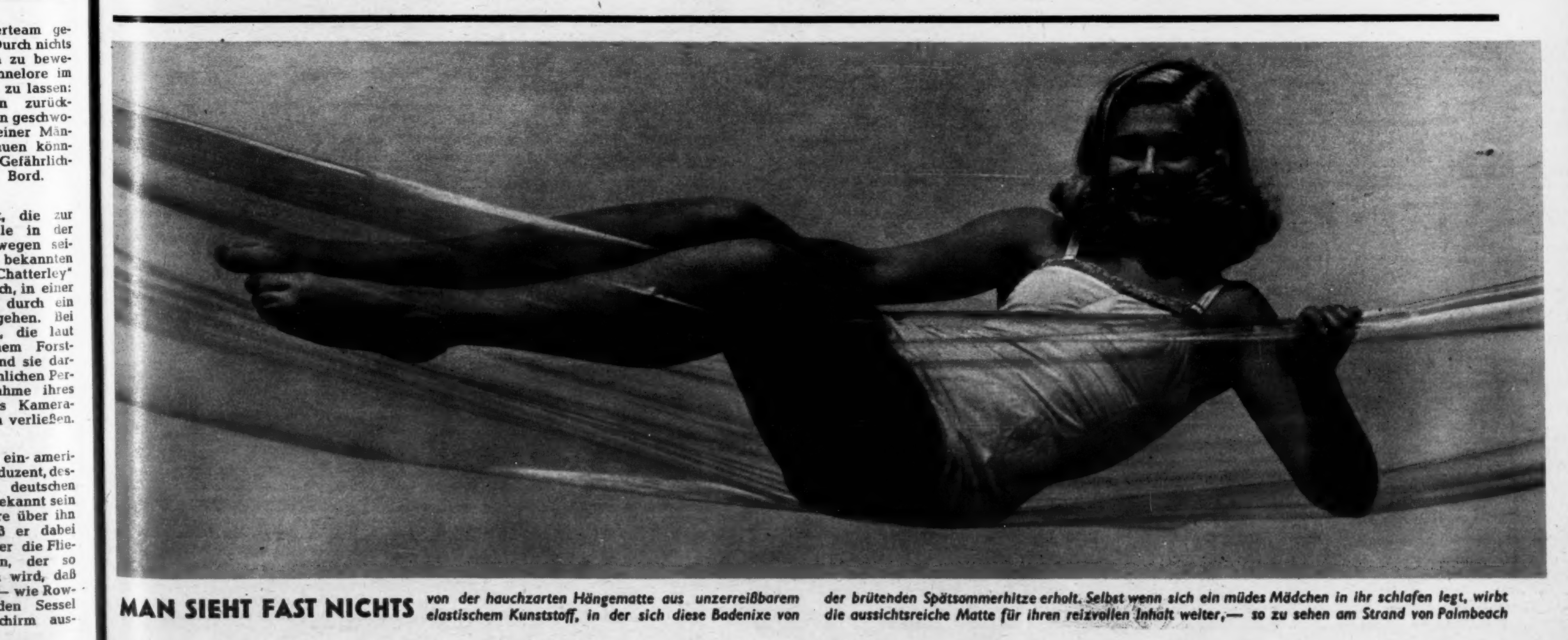
Werner Thiel



Hermann Neubauer

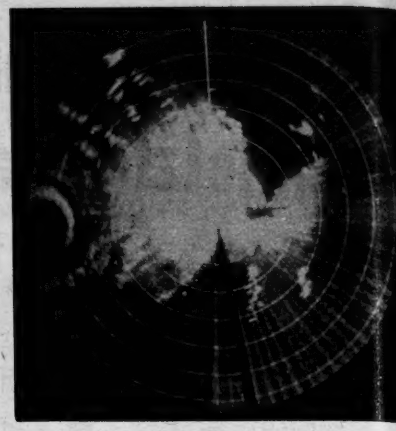


Heinrich Heinck

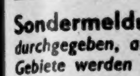


MAN SIEHT FAST NICHTS *von der hauchzarten Hängematte aus unzerreißbarem elastischem Kunststoff, in der sich diese Badenixe von der brütenden Spätsommerhitze erholt. Selbst wenn sich ein müdes Mädchen in ihr schlafen legt, wirbt die aussichtsreiche Matte für ihren reizvollen Inhalt weiter, — so zu sehen am Strand von Palmbeach*





Die Welt geht unter, *schwarze Wolkenballen hängen über der Erde mit drohenden, beutelartigen Auswüchsen. Die Luft ist unbeweglich, drückend, fast erstickend. Der Fotoreporter berichtete, jeder Atemzug sei ihm zur Qual geworden. Unerträglich die Spannung der letzten Minuten vor „Dianas“ Ankunft. Mit einem Schlag, mit einer Explosion der Luft und des Himmels war „Diana“ plötzlich da. — Man hat „Diana“, den vierten Hurrikan dieser Sturmsaison, erwartet. Radargeräte der Wetterbeobachtungsflugzeuge erfaßten ihn gleich nach der Geburt in der Karibischen See, 200 Meilen vor den Bahama-Inseln. Das „Auge“ — das Sturmzentrum — des Hurrikans ist links auf dem Radarschirm zu sehen. Es sieht aus wie ein Halbmond. Dann kommt die große, weiße Fläche, die vom Sturm aufgewühlte See. Die einzelnen weißen Flecken rechts sind Eilande, die zu den Bahama-Inseln gehören. Erst glaubte man, „Diana“ sei eine kleine, harmlose Schwester „Connies“, die Anfang August über Amerika brauste. Aber „Diana“ war wilder, schneller, verheerender als „Connie“. Und hinter ihr kam dann die Sintflut*





»Diana« kam mit 180 Meilen

Die große Sturm- und Hochwasserkatastrophe in Nordamerika



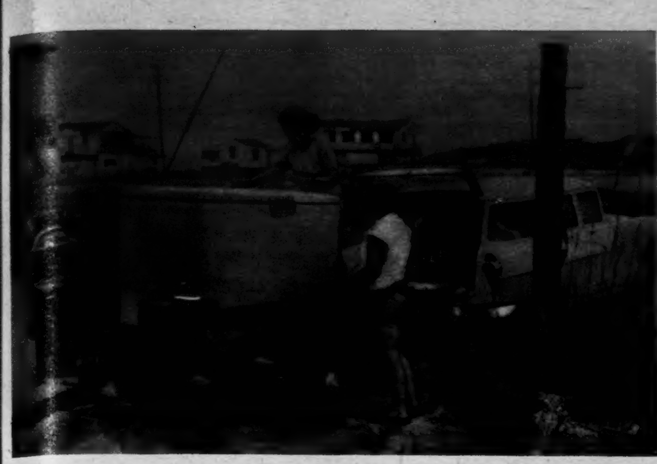


Mit der „Schwarzen Witwe“, *einer besonders stabilen, besonders ausgerüsteten Maschine, stoßen die Hurrikanjäger bis ins Zentrum des Sturmes vor. Das ist zwar ein Himmelfahrtskommando, aber nur so ist man auf der Erde vor Überraschungen sicher. Hurrikane sind launisch und unberechenbar. Von einer Stunde zur anderen wechseln sie ihren Weg. Es ist kein Zufall, daß sie Mädchennamen haben. „Diana“ gab sich den Anschein, als wolle sie sich über dem Meer austoben, dann aber schlug sie einen Haken und überfiel mit 280 km/h das Land (Bild links)*





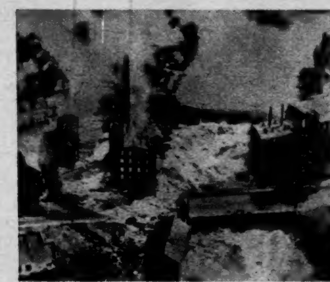
„Dianas“ Auge, *eine dunkle, kreisrunde Scheibe, wird aus großer Höhe von der Radarkamera des Flugzeuges erfaßt. Im Zentrum des Hurrikans ist es fast windstill, aber um diesen Mittelpunkt wirbeln und kreisen die Luftmassen mit unvorstellbarer Gewalt. Die weißen Flügel am Rande der Scheibe sind schwere Regenböen. Während die Radarkamera (auf dem Bild oben im Vordergrund) ihre Aufnahmen macht, fotografieren die Beobachter durchs Fenster einen Frachter, der in der kochenden See auf Leben und Tod mit „Diana“ ringt (Bild rechts)*



Sondermeldungen *werden halbstündlich von allen Rundfunkstationen durchgegeben, als ob eine feindliche Armee im Anmarsch wäre. Die bedrohten Gebiete werden evakuiert. Schleunigst versuchen die Menschen zu entkommen*



Vom Hurrikan *überrascht, klammern sich zwei Menschen an einen Baum. Ein dritter fotografiert. Später wurde nur noch die Kamera gefunden*

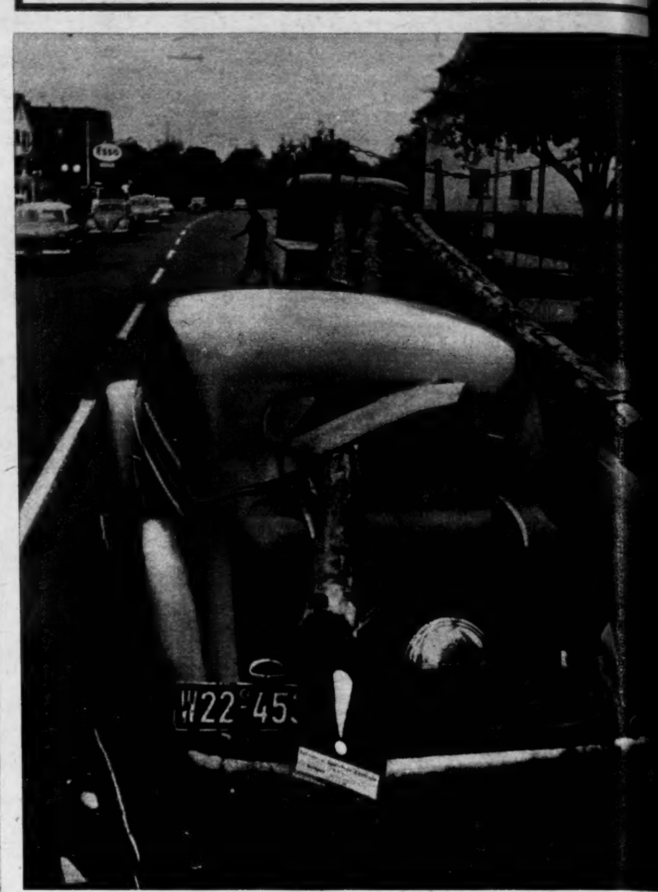


Wie ein Kartenhaus *wird das große Fabrikgebäude einer Stadt an der Küste von den aufgepeitschten Wassermassen zusammengedrückt*



Eine Sintflut *ging im Schatten „Dianas" über den Nordosten Amerikas nieder. 450 000 Menschen sind obdachlos. Hunderte ertranken, darunter viele, die auf der Flucht vor dem Hurrikan von den Fluten erwischt wurden. Der Gesamtschaden, den diese Katastrophe angerichtet hat, wird auf 800 Millionen Dollar geschätzt. Und schon melden die Wetterstationen den fünften Hurrikan dieses Jahres, „Edith" (E = der fünfte Buchstaben des Alphabets). Nichts bleibt unversucht, um sich vor den Wirbelwinden zu schützen. Aber gegen diese unvorstellbaren Gewalten können Menschen nichts unternehmen. „Diana" produzierte in einer Minute mehr Energien, als alle Kraftwerke der Vereinigten Staaten an elektrischer Kraft in fünfzig Jahren*

In dieser Woche



ERSCHRECKEND *anzusehen, aber in Wirklichkeit halb so schlim war dieser Verkehrsunfall in Vaihingen. Der Fahr des Personenwagens war auf einen Langholzwagen gefahren. Der Stamm durc stieß die Windschutzscheibe und das Rückfenster, ohne jemanden zu verletz*



13 STUNDEN *und Minut brauchten Captain John Willia Hackett und sein Funker Pet Moneypenny, um mit ihre blauen Canberra-Düsenbomb von London nach New York u zurückzufliegen. Zum erste mal wurde die fast 11000 k lange Strecke in dieser Z bewältigt. 3000 begeisterte Lo doner empfingen die Pilot*

GANZ DIE VÄTER *stellte Rita Hayworth fest, als sie jetzt mit ihrem Gatten Dick Haymes und ihren Kindern Rebecca, der Tochter von Orson Wells, und Yasmine, für die Prinz Ali Khan verantwortlich zeichnet, Ferien am Strande von Florida verbrachte. Inzwischen hat Ali Khan eine neue Klage gegen Rita eingebracht, weil sie „durch allerhand Manöver" verhindert hat, daß Ali den Sommer mit Yasmine verbringen könne. Er fordert, daß ihm das Kind nun für elf Wochen zugesprochen wird*



Johanna und ihr erster Mann



UNTER DIE HAUBE brachte sich die 76jährige Witwe Johanna Philipp aus Wickrath im Rheinland, als sie den 26jährigen Bürstenmacher Wilhelm Hess unter den Hut brachte. Nachdem Wilhelm bei Johanna diesen Hut gekauft hatte (oben), erfaßte ihn heiße Liebe zu ihr und darüber hinaus sogar der Mut, sie zum Standesamt zu führen. Unter den Klängen von „Sah ein Knab' ein Röslein stehn . . ." wurde die Hochzeit gefeiert. FOTOS: Ernst Grossar



„Liebe verjüngt", meinte Johanna und unterschrieb auf dem Standesamt ihre Heiratsurkunde

he

halb so schlimm
ngen. Der Fahr
r Stamm durc
len zu verletz

DEN *und S*
Minut
ain John Willia
ein Funker Pet
um mit ihre
ra-Düsenbomb
ch New York u
i. Zum erste
fast 11000 k
in dieser Ze
Obegeisterte Lo
gen die Pilot

atsurkunde